

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Größe und Zufall. Von Grafen Hermann Keyserling	211
Kudrey Beardeleg. Von Theodor Suse	219
Das Wesen der Kultur. Von Georg Adler	220
Die Hochzeitsreise nach Paris. Von Wolfgang Iwabsch	224
Soziologie und Jurisprudenz. Von Eugen Ehrlich	231
Anzeigen. Von Arno Holz, Ernst Beerich 1, Emil Marriot	241
Hessereichische Kreditanstalt. Von Laben	244
Kotlybuch	247

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Steinbreichstraße 10.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstraße 180. Ecke Taubenstraße

Wein - Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A. G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Dr. med. A. Smith'sche

Ambulatorien für Herz- und Nervenkrankte

Berlin W. 60

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Briefadr.: Postf. 27.

Ambulat. Nauheim geöffnet April — Okt. im Hause von Dr. Hofmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

GOTHAISCHER HOFKALENDER und ALMANAC DE GOTHA

Ich kaufe alle Jahrgänge dieses Kalenders, die vor 1820 erschienen sind, in mehreren Exemplaren. — Ferner suche ich zu kaufen: **ALTE UKUNDEN, MANUSKRIPTE, AUTOGRAPHEN, BÜCHER ÄLTERER ZEIT, ARCHIVE UND GANZE BIBLIOTHEKEN.**

BERLIN W. 64

Unt. d. Linden 16.

MARTIN BRESLAUER

Buchhändler u. Antiquar.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und Badhaus.

Eerstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.

Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Nach dem Urteil bedeutender
medizin. Autoritäten ist

Namedy Sprudel

das beste Mineralwasser

für Diabetiker.



Berlin, den 10. Februar 1906.

Größe und Zufall.

Der Mensch ist gerade nur so groß wie
die Welt, die unter ihm brandet.
Bismarck.

Es läßt sich ein merkwürdigeres und problematischeres Schauspiel denken als eins, das man das Gezeitenphänomen des Menschengeschlechtes nennen könnte. Wie der Ozean unaufhaltbar zwischen Ebbe und Fluth oszillirt, so bewegen sich die herrschenden Geistesrichtungen der Individuen und Völker immerdar zwischen scheinbar konstanten Extremen, so daß sie, an ihren Gipfel-punkt gelangt, meist plötzlich und unvermittelt in ihr gerades Gegentheil umschlagen. Und dieses Verhältniß ist um so merkwürdiger, als es bisher noch nie gelungen ist, seinen nothwendigen Charakter darzutun: wohl hat man ein Gesetz des psychologischen Kontrastes aufgestellt; wohl konnte man a posteriori Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung der Menschheit nachweisen; doch um wirkliche Gesetze, analog denen der Natur, handelt es sich in keinem der betrachteten Fälle. Denn das Wesen des Gesetzes, als einer konstanten Beziehung zwischen wechselnden Faktoren, besteht darin, daß es aus dem Vergangenen das Zukünftige mit Sicherheit voraussehen gestattet. Voraussehen, mit Gewißheit vorausbestimmen können wir aber in der Geschichte nichts. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes ist eben eher einer Schachpartie als dem Wachsthum des Huhnes aus dem Ei heraus vergleichbar; das Ergebnis des Geschehens hängt zum größten Theil von anderen Faktoren ab als von den Regeln, die seinen Weg bezeichnen. Verließe der Weltprozeß draußen in der Natur nach den Konventionen des Schachspiels, so hätten wir bis heute noch kein einziges Naturgesetz entdeckt.

Im Großen dürfte das Problem daher schwerlich je gelöst werden. Doch betrachten wir ein begrenztes Gebiet, so ist das Unternehmen nicht ganz

hoffnungslos: wenn wir erfahren, daß die selben Thatfachen zu diametral entgegengesetzten Theorien führen können, daß das selbe Problem, je nach Zeiten und Umständen, grundverschiedene Lösungen erfährt, ohne daß der einen über der anderen ein absoluter Vorzug zuläme, so haben wir hier wiederum einen Ausdruck des Bezeitenphänomens im Menschengenest, von dem ich soeben sprach. Sollte es hier nicht möglich sein, die gesetzmäßige Beziehung zwischen Ebbe und Fluth aufzudecken? Ich will es an einem besonders typischen Beispiel versuchen: an dem wechselvollen Sinn, der dem Begriff der historischen Größe untergelegt werden kann und zu verschiedenen Zeiten (nach dem Gesetze des psychologischen Kontrastes) auch wirklich innegewohnt hat.

Es giebt Leute, die den autonomen Charakter der menschlichen Größe einfach leugnen. Und ich meine damit gar nicht die zahlreiche Kategorie der Gleichheitsschwärmer und Humanitätäusler (sie kommt für das Problem nicht in Betracht, wie groß ihre politische Bedeutung immer sein mag); ich denke an durchaus ernst zu nehmende Theoretiker, deren extremsten Typus wohl Graf Leo Tolstoi bezeichnet. Dieser große Mann unternahm in „Krieg und Frieden“ bekanntlich den Nachweis, daß das Genie nichts, die Verhältnisse Alles seien; daß Napoleon nur das Produkt oder allenfalls der unverantwortliche Repräsentant seiner Zeit sei, als deren Schöpfer aber nicht betrachtet werden dürfe. Diese These klingt freilich paradox genug: gerade Napoleon, der dämonische Bergewaltiger Europas, sollte nur Ergebnis, nicht Anfang sein? Und doch hat Tolstoi nicht ganz Unrecht. Mit der Einseitigkeit des Propheten beleuchtet er die Seite eines verchränkten Zusammenhanges, die allein ihm wesentlich erscheint, so grell, daß alle anderen in schwärzestes Dunkel gehüllt erscheinen. Doch ist diese Seite wirklich vorhanden; sie ist keine Fiktion: unter anderen Verhältnissen wäre Napoleon gewiß nicht Der geworden, der er ward. Es ist wirklich wahr, daß man das Persönliche vom Außerlichen nicht lösen kann, ohne Wesentliches mit preiszugeben; ja, es ist in gewisser Hinsicht sogar möglich (die pragmatische Geschichtsauffassung hat es oft genug bewiesen), a posteriori von den Umständen auf die Persönlichkeit zu schließen. So hat es Buckle mehr oder weniger verthält in seiner Geschichte der englischen Civilisation gethan; und nicht weit davon entfernt ist der Standpunkt, den Taine in seiner Philosophie der Kunst einnimmt. Verfolgen wir diese Denkrichtung nun bis in ihre letzten Konsequenzen, so entdecken wir zwar, daß sie auf einer absurden Voraussetzung ruht: auf der, daß der Zufall das treibende Moment der Weltgeschichte sei (denn äußere Umstände tragen in Bezug auf die wirkende Persönlichkeit durchaus den Charakter des Zufälligen); doch hindert Das nicht, daß auf diese Weise eine in sich zusammenhängende, anregende und in mancher Hinsicht sogar sehr befriedigende Weltanschauung zu gewinnen ist, die allerlei sonst versperrte Ausblicke eröffnet. Aus der historischen

Literatur brauche ich keine Beispiele anzuführen; sie sind bekannt genug. Wie aber lassen sich die folgenden Erscheinungen verstehen, wenn die äußeren Umstände kein wesentliches Moment bedeuten sollen? Zahllose Begabungen, jugendfrische Kräfte verglühen thaten- und ruhmlos, weil sie gegen übermächtige Hindernisse anzukämpfen hatten; so mancher große Geist hat seine Erhöhung Verhältnissen verdankt, die in keiner Weise von ihm abhängig waren, so daß man wirklich behaupten könnte: Auch der Starke erringt die ihm gebührende Stellung nie durch sein bloßes Verdienst; in Friedenszeiten bleibt das größte Strategengenie unbemerkt. Und was hat das tragische Ende so manches Helden Anderes zu bedeuten, als daß der Genius nichts weniger als selbstherrlich ist? Wenn unzählige großangelegte Naturen groß sterben mußten, statt in Größe leben und wirken zu dürfen, so können sie als eben so viele Beweise gegen die Autonomie der Persönlichkeit aufgefaßt werden. Und wie ist es (um das Letzte zu sagen) mit der Unsterblichkeit, der Ewigkeit überragender Geister bestellt? Auch sie erscheint, genauer betrachtet, als ein eminent Zufälliges: die Erhaltung der Schriften Platos verdanken wir gewiß nicht ihrer Bedeutung — wie viel Unsterbliches ist nicht unwiederbringlich verloren gegangen! —, sondern der Güte des Geschickes, das nur allzu häufig blind waltet. Völker gehen unter, neue entstehen. Sprachen gerathen in Vergessenheit, die einst die Welt beherrschten. Was eine ferne Zeit von Deutschlands gewaltigsten Geistesheroen wissen, ob sie einen Goethe überhaupt dem Namen nach kennen wird: Das vermag kein Prophet vorauszusagen. Der Mensch erinnert sich dauernd ja nur der Erzeugnisse seiner Phantasie, des Mythos, des Märchens; das Faktische vergißt er überraschend schnell. Gäbe es keine Schrift, keine Bibliotheken, so wüßte das französische Volk, wie Remy de Gourmont einmal behauptete, vielleicht heute schon nichts mehr von Napoleon; sein Name wäre verschollen und seine Thaten würden am Ende dem Gargantua oder sonst einem mythischen Helden zugesprochen. Und wenn die Erinnerung der Völker das Andenken der Großen nicht einmal sicher aufbewahrt, wenn das Leben fortschreitet, als wären sie nie gewesen: wie kann es richtig sein, aus den Persönlichkeiten, die ihrer Zeit ihren Stempel aufzudrücken scheinen, das historische Geschehen der Folgezeit abzuleiten? Sollte den namenlosen Faktoren, wie Tolstoi es will, nicht wirklich die Hauptbedeutung innewohnen? Zunächst können wir nur das Folgende aussagen: Sicher ist's wahr, daß äußere Umstände, die man im extremen Fall geradezu als Zufälle ansprechen darf, bei der Entstehung und Dauer menschlicher Größe eine wesentliche (obwohl gewiß nicht die einzige) Rolle spielen. Selbst wenn man die hierauf fußende Weltbetrachtung auf die Spitze treibt und ihr gleichsam den Boden unter den Füßen raubt, gestattet sie noch fruchtbare Ausblicke. Deshalb muß jede Problemstellung, die vom Außerlichen und Zufälligen gänzlich absehen zu können wähnt, in sich fehlerhaft sein.

Diese Erkenntniß ist um so wichtiger, als heute gerade die zuletzt bezeichnete Anschauungart herrscht. Mehr denn je ist man geneigt, den Großen allein alles Verdienst um den Werdegang der Menschheit zuzusprechen. Völker und alle sonstigen Faktoren bedeuteten nur das Material, aus dem sich der überragende Geist seine Welt gestaltete. Diese Auffassung hat viel für sich: und jedenfalls ist es rationeller, zu sagen, daß die großen Männer die Geschichte der Völker lenken, als das Gegentheil zu behaupten. Diese Auffassung ist auch die einzig natürliche, dem naiven Verstand unmittelbar einleuchtende: denn betrachtet man die Geschichte in ihrem aktuellen Ausdruck, so sind es augenscheinlich einzelne Persönlichkeiten, aus denen sich das Weltgeschehen entwickelt; geben sie doch dem Treiben dunkler Mächte den Namen; und mit namenlosen Kräften ist schwer zu rechnen, ja, es ist schwer, überhaupt nur um ihr Dasein zu wissen. Wäre es möglich, die Historie in der Form einer mathematischen Gleichung darzustellen, so könnte man die Ergebnisse wirklich aus Beziehungen herleiten, in denen nur die Großen als selbständige Symbole figuriren, alle anderen Faktoren als konstant betrachtet werden oder unberücksichtigt bleiben. Unter Voraussetzung der absoluten Autonomie der großen Persönlichkeit ist also ein geschlossenes und befriedigendes Geschichtsbild zu gewinnen.

Leider gilt das Selbe aber, wie wir sehen, auch von der entgegengesetzten Anschauungart, die aus den bloßen Verhältnissen die Geschichte zu erklären unternimmt. Beide sind möglich, scheinen im selben Grade der Wahrheit zu entsprechen. Wie verstehen wir diese eigenthümliche Erscheinung? Offenbar sind beide Auffassungsgarten nur in gewisser Hinsicht richtig; sie sind beide falsch, insofern sie einseitig sind, und ein verwickelter Zusammenhang ist von einer Seite her niemals zu erschöpfen. Weder läßt sich das Genie aus den äußeren Umständen noch lassen sich diese aus jenem verstehen. Da aber die menschliche Größe trotzdem sowohl als Resultat und Produkt wie als Anfang und bewegende Kraft betrachtet werden kann: sollte da am Ende ein Wechselverhältniß vorliegen? Nur in diesem Fall wäre verständlich, daß auf die selben Thatfachen zwei entgegengesetzte und dennoch annähernd gleichwerthige Theorien gegründet werden können, deren Wechsel in der Zeit den Eindruck erweckt, als sei die Wahrheit schwankend wie das Meer, das unaufhaltfam zwischen Ebbe und Fluth oszillirt.

Friedrich der Große sagt in einem Jugendbrief: „Il y a un bonheur de venir à propos dans le monde, sans quoi on ne fait jamais rien.“ Man muß Glück haben; oder es muß Einem Gnade zu Theil werden, wie Künstler und Mystiker sich gern ausdrücken; sonst gelingt Einem nichts. Das ist eine altbekannte Wahrheit. Meinte doch sogar Goethe, man müsse, um Bedeutendes zu leisten, erstens ein guter Kopf sein und zweitens eine große Erbschaft machen. Das Merkwürdige ist aber, daß den großen Männern auch

wirklich stets das nöthige Glück ward. Hier bestätigen die Ausnahmen nur die Regel. Woher kommt es, daß die Großen stets Lieblinge des Schicksals waren? Sie selbst wußten hierüber nichts zu sagen, aber sie glaubten daran; ja, sie rechneten damit. Man denke nur an die beinahe abergläubige Ehrfurcht, die ein Caesar, ein Wallenstein, ein Bonaparte ihrem Fatum oder ihrem Stern zollten. Und wenn Andere, wie etwa Luther oder Bismarck, mit gleicher Festigkeit auf die göttliche Vorsehung bauten, so ist es psychologisch das selbe Verhältniß, nur anders gekleidet. Hier von Zufall zu reden, ist zwar leicht, doch kein Zeichen großer Urtheilskraft: ein Zufall, der sich jedesmal einstellt, wo ein großer Mann und eine große Zeit einander kreuzen, ist eben kein Zufall; es ist eher eine Gesetzmäßigkeit. Und gegen diese Auffassung vermag der Einwand nichts auszurichten, daß viele bedeutende Begabungen aus äußeren Gründen steril blieben: Begabung ist ein ganz unbestimmter Begriff, denn er bezeichnet nur eine Möglichkeit; und Möglichkeiten sind keine Thatfachen; die aktuelle Größe innerhalb gegebener Verhältnisse ist dagegen etwas sehr Bestimmtes, Konkretes. Und wenn wir nun erfahren, daß Größe stets nur durch das Zusammentreffen von Anlage und Umständen entsteht, daß ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem rein Innerlichen und dem schlechthin Außerlichen stattzuhaben scheint: wie verstehen wir dieses Verhältniß? Fürst Bismarck, der es besser als irgend ein Anderer wissen konnte, hat das erlösende Wort gesprochen: „Der Mensch ist gerade nur so groß wie die Welle, die unter ihm brandet.“ Begreifen wir dieses tiefen Wortes vollen Sinn, so haben wir des Räthfels Lösung in Händen.

Das Leben ist, obwohl für das in sich gelehrte Denken ein Absolutum, aus objektivem Gesichtswinkel etwas durchaus Relatives: nämlich eine Beziehung auf Etwas. Jeder Organismus existirt nur in Bezug auf die Außenwelt; von ihr hängt es wesentlich ab, durch sie ist seine äußere Erscheinung bedingt. Besonders deutlich tritt dieses Verhältniß bei den niederen Seethieren hervor: bei ihnen ist das äußere Milieu (das Meerwasser) zugleich das innere, Dasjenige, was bei uns die Lymphe oder das Blut bedeutet. Hier läßt sich Inneres und Außereres, grob und ungenau ausgedrückt: Ich und Außenwelt, nur durch gewaltsamste Abstraktion scheiden. Ein Seestern lebt nicht nur im Wasser, sondern existirt auch nur in Bezug auf das Wasser; dieses gehört mit zu seinem eigenen Inneren. Es ist unmöglich, zwischen dem lebenden Thier und seiner Umgebung eine reale Grenze zu ziehen. Beim Menschen ist genau das Selbe der Fall; nur in komplizirterer Ausdrucksform. Auch bei ihm kann man nicht sagen: hie Mensch, dort Welt; sondern die Welt, so weit sie für ihn in Betracht kommt, gehört recht eigentlich zu seinem Ich. Der Körper lebt nur durch die Außenwelt (die Luft, die Nahrung), der Geist nur durch und in Bezug auf die Natur, die er sich durch den Erkenntnißprozeß eben so ein-

zugeliebert strebt wie der Leib durch den Stoffwechsel. Deshalb darf man kein Lebewesen an sich der Natur an sich gegenüberstellen: Beider Verhältnis ist ein so inniges, daß jede scharfe Trennungslinie den Thatbestand zerreißt. Wenn das scheinbar Äußere nun mit zum Inneren gehört, dann darf man überhaupt nicht sagen: der selbe Organismus würde sich unter anderen Verhältnissen abweichend entwickelt haben; nein: unter anderen Umständen hätte er seinem inneren Wesen nach nicht der Selbe sein oder wenigstens nicht bleiben können. Die Biologie beweist Das deutlich genug: Höhlenthiere, die gewöhnlich blind sind, gewinnen Sehvermögen, wenn sie andauerndem Tageslicht ausgesetzt werden; die Süßwasserhydra ist mit der marinen nicht identisch, obwohl Beide in einander verwandelt werden können. Und lehrt die Paläontologie nicht genau das Selbe? Die selben Organisationstypen, denen wir in der Trias begegnen, beharren zwar noch heute; doch in wie sehr veränderter Gestalt! Dieser Wandel läßt sich, trotz Darwin, nur so wirklich verstehen: unter den triadischen äußeren Bedingungen (die von den heutigen wesentlich abweichen) konnte sich das Leben nicht in der selben Gestalt ausprägen wie heutzutage; die veränderten Lebensumstände zogen nothwendig (nicht aus Zufall) korrelativ abweichende innere Organisationen mit sich, weil das Leben überhaupt nur in Bezug auf die Außenwelt existirt und jede bedeutende Veränderung in dieser ihr Echo in jenem finden muß. Hier gilt es, völlig klar zu sein: das Leben paßt sich gar nicht (dank Glück oder Zufall, wie die Darwinisten und Lamarckianer es verstehen) den äußeren Bedingungen an, denn es steht ihnen ja gar nicht selbständig gegenüber; sondern es liegt in seinem inneren Wesen, durch immanente Zweckthätigkeit sein Gleichgewicht in der Natur zu behaupten. Durch immanente Zweckthätigkeit: darum muß es, falls die Umgebung sich wandelt, nothwendig auch selber andere Gestalt annehmen. So gehören denn die äußeren Bedingungen mit zur Charakteristik des inneren Lebensgesetzes; jede Trennung bedeutet gewalthätige Störung des Thatbestandes und fehlerhaftes Denken.*)

Wenden wir uns nun, an Einsicht bereichert, zum Menschen zurück. Der Erfahrungssatz, daß sich das Leben niemals wiederholt, bewahrheitet sich wohl nirgends auf schlagendere Weise als in unserer eigenen Geschichte: Typen wie die Hellenen, die alten Römer sind später nie wieder aufgetreten; und der moderne Mensch ist in früheren Zeitaltern nirgends zu entdecken. Man nennt Das nicht selten Fortschritt; meinerwegen. Sicher ist nur: die alten Typen

*) Näheres hierüber findet man in den beiden letzten Kapiteln und im Epilog meines bei Brudmann in München erscheinenden Werkes: „Das Gefüge der Welt, Versuch einer kritischen Philosophie.“ Zugleich kann das hier Gesagte als Ergänzung des dort Vorgetragenen betrachtet werden; es führt einige Gedanken aus, die in meinem Buch nur angedeutet werden konnten.

sind ausgestorben, durch andere verdrängt; warum? Nun, weil auch der Typus „Mensch“, gerade so wie jeder andere, durch die Außenwelt geformt wird, an der Außenwelt erwächst. Die außerordentlich qualifizierte Konstellation (in Bezug auf Rasse, Milieu, Zeit, geographische Lage u. s. w.), dank welcher einst Griechen möglich waren, ist nie wieder eingetreten. Unter neuen Verhältnissen mußte sich der Mensch, mochte auch der Blutstrom ununterbrochen fortrinnen, nothwendig anders entwickeln: denn das innere Gesetz des Organismus modifiziert seinen Ausdruck korrelativ zu den äußeren Umständen. Das liegt im Wesen des Lebens. Und darum giebt es heute nicht nur keine Griechen mehr: sie wären in der modernen Welt auch nicht einmal möglich. An der Spree im neunzehnten Jahrhundert wären sie unfehlbar Berliner geworden.

Das Selbe gilt von den einzelnen Persönlichkeiten. Ein Plato war nur einmal; es war nur ein Homer, ein Caesar, ein Descartes. Wir können annehmen, daß ähnliche und gleich große Begabungen auch zu anderen Zeiten entstanden sind. Nur ist sicher, daß sie sich unter anderen Verhältnissen so abweichend ausprägen würden, daß wir nie auch nur auf den Gedanken eines Vergleiches kämen. Zur Charakteristik einer Persönlichkeit gehört eben viel weniger die Anlage an sich als die Art, wie sie sich ausdrückt; diese aber hängt wesentlich von äußeren Umständen ab, das Wort im weitesten Sinn verstanden. Das Äußere gehört mit zum Inneren. Unter anderen Bedingungen hätten ein Bismarck, ein Goethe nicht nur nicht das Selbe zu erreichen vermocht, nein: sie wären ihrem innersten Wesen nach nicht die Selben geworden und gewesen. Darum ist es gänzlich falsch, die Persönlichkeit an sich der Zeit an sich gegenüberzustellen: jeder Mensch ist, wie er ist, nur unter den zeitlichen und sonstigen Umständen, in denen er wirklich lebt, überhaupt möglich.

Jetzt haben wir den Kern unseres Problems erfasst. Zwischen der großen Persönlichkeit und den Verhältnissen, die sie umringen, herrscht keine äußere, zufällige, sondern eine innere, gesetzmäßige Beziehung. Aus diesem und nur aus diesem Grunde ist das Paradoxon möglich, daß man die Männer aus der Zeit, die Zeiten aber auch aus den großen Männern deduziren kann. Wo ein Wechselverhältnis vorliegt, da führt einseitige Betrachtung aus verschiedenen Gesichtspunkten nothwendig zu entgegengesetzten Theorien, die beide gleich richtig sind. Falsch ist nur das Wichtigste: die Einseitigkeit selbst. Das Leben kann weder aus dem Organismus an sich noch aus seinem Milieu an sich, sondern nur aus ihrem Verhältniß zu einander verstanden werden. Diese so naheliegende Auffassung dürfte den Meisten dennoch befremdlich klingen, denn sie steht in schroffem Gegensatz zu aller gewohnten Psychologie. Die Meisten konstruiren sich aus faktischen Daten einen abstrakten Goethe und sehen dann zu, wie sich dieses Wesen zur Außenwelt verhielt. Dabei vergessen sie aber, daß jener Goethe seinem innersten Wesen nach nur unter den äußeren Bedingungen

möglich war, unter denen er lebte; unter anderen wäre er kein Goethe geworden. Oder aber sie betrachten die „große Erbschaft“, die er seinem eigenen Bekenntniß gemäß antrat, und glauben, aus ihr den Genius ableiten zu können. Nur entgeht ihnen dabei das Wesentliche: daß diese Erbschaft nur unter Voraussetzung des Erben, eines einzigartigen Lebensgesetzes, das seine Welt auf einzige Weise zu gestalten wußte, überhaupt zur Erbschaft werden konnte. Auch Andere haben ja zur selben Zeit gelebt, auch Andere Wehnliches erstrebt. Wie Sainte-Beuve sagt: „Avant qu'un grand homme paraisse, il y a plus d'une ébauche de lui, en quelque sorte, qui s'essaye à l'avance et qui manque.“ Genie und äußere Umstände lassen sich eben, wo von Thatfachen und nicht von bloßen Möglichkeiten die Rede ist, überhaupt nicht trennen, weil gerade ihre Beziehung auf einander das Moment bedeutet, das die Größe schafft. Das ist der Sinn des Wortes: „Der Mensch ist gerade nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet.“ Und wie steht es nun mit dem Zufall, dem Glück oder dem Stern, der alle Großen begünstigte? Ich meine, das Wort Zufall hat hier keinen Sinn: wenn weder das Genie, ohne korrelatives Glück noch auch das Glück ohne entsprechendes Genie zu innerer Größe führt, dann bedeutet der sogenannte Zufall eine innere Gesetzmäßigkeit, in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

Kant hat uns gemahnt, daß wir unsere Ideen nur als regulative, nie als konstitutive Denkprinzipien in die Erscheinungswelt hineintragen dürfen. Und doch läßt sich aus unseren neuen Einsichten ein konstitutives Prinzip ableiten, zwar nicht in Bezug auf die Natur, wohl aber für unser eigenes Leben. Wenn Aeußeres und Innerliches bei den Großen in gesetzmäßigem Zusammenhang stehen, dann muß Das im letzten Grunde bei Jedermann der Fall sein. Bei Jedem von uns ist das Glück eine Fähigkeit, bei Jedem das äußere Schicksal zugleich innerlich bedingt. In tieferem Sinn hängt unser Schicksal stets von uns selber ab. Und wenn es wahr ist, daß es keine großen Männer je gegeben hat, die nicht auch wirklich groß wurden, so muß auch die folgende These zutreffen: Jeder Mensch erreicht Das, was in ihm liegt, was seine Anlagen ihm ermöglichen. Aeußeres Mißgeschick, sofern es ihn lähmt, ist ja stets zugleich auch innerlich begründet; denn der Große wächst am Leiden und nur der Kleine unterliegt. Darum giebt es überhaupt keine hindernden Lebensumstände an sich: sie werden zu solchen erst durch die Art, wie sein inneres Gesetz auf das Aeußere reagirt. Des Menschen Schicksal, wie immer es beschaffen sein mag, ist im tiefsten Grunde sein eigenes Werk. Vielleicht ist der Satz theoretisch nicht einwandfrei; ob eine Theorie richtig ist, kann Dem gleich gelten, den sie fördert; und Goethe sogar erblickte die höchste Lebenskunst darin, sich aus jedem Problem ein Postulat zu gestalten.

Venedig.

Hermann Graf Kersjerling.

Aubrey Beardsley.

I.

Fremd rauscht es in den steifen Lagusheden,
Die Göttin hebt vom Stein sich dort am Teich;
Und auf dem Weg, den Zeit und Schutt bedecken,
Regt sich der Geister wunderfames Reich;

Ein Reistrockrauschen, Sächerschlag und Flüstern,
Zu Stöckelschuhn die schwachtende Kadenz;
Der Atlas knistert, Brüste glühn — und lästern
Das freche Wort mit tiefster Reverenz.

Durch das Gewirr von rosenfarbnen Stimmen
Tönt plötzlich in der Nacht ein schriller Laut;
In allen Händen nun die Fackeln glimmen
Und lautlos hat der Zug sich aufgebaut.

Auf Zehenspitzen schreiten sie zum Scheiden,
Wo todeskrank der Pierrot-Dichter liegt
Und zitternd auf der Decke, weiß und seiden,
Mit blasser Hand das Kreuzifix umschmiegt.

II.

Der Dichter träumt noch: da muß schon der Spuk
So zärtlich lautlos, wie er kam, verrinnen;
Die Fackeln zischen; und wie Herbstesflug
Der Vögel ziehths im Morgengraun von hinten.

Die Heilige Isolde tritt hervor,
An ihrer Hand geht Salome, die bleiche;
Sie ziehn den Vorhang von dem Himmelsthor:
Der Kranke schaut verklärt in seine Reiche.

Die Glorie rauscht herab aus tiefem Blau
Und goldne Strahlen auf die Erde regnen;
Es schwebt hernieder Unfre Liebe Frau,
Als Königin den Sterbenden zu segnen.

Die Spizensalben auf dem Lichtgewand
Schaut er entzückt. Dann wird das Auge trüber;
Und leis die Linie singend mit der Hand:
So schlummert er ins stumme Land hinüber.



Das Wesen der Kultur.

Wenige Fremdwörter werden unter Gebildeten öfter gebraucht als das Wort „Kultur“; aber obwohl die Meisten dunkel ahnen, was damit gemeint ist, besteht doch nirgendwo Klarheit darüber, was eigentlich das Wesen der Kultur sei, — wenigstens, wenn aus Dem, was bisher gedruckt wurde, auf Das geschlossen werden darf, was bisher nicht gewußt wurde. Darum verdient die unter dem Titel: „Das Wesen der Kultur“ erschienene Abhandlung von Veris — die das große Werk „Die Kultur der Gegenwart“ eröffnet — allgemeine Beachtung; denn sie giebt über diese wichtige Frage aus einem Schatz wahrhaft universellen Wissens in schöner Form erschöpfende Auskunft.

Die Kultur ist, nach Veris, die Erhebung des Menschen über den Naturzustand durch die Ausbildung und Bethätigung seiner geistigen und sittlichen Kräfte. Da sie aus der Entfaltung der menschlichen Geistesfähigkeiten entspringt, zeigt sie so viele Seiten, wie sich aus der Mannichfaltigkeit dieser Fähigkeiten ergeben: sie beruht auf dem praktischen Verstande, dem wissenschaftlichen Denken, dem künstlerischen Empfinden und dem sittlichen Willen. Sie ist das Erzeugniß des Zusammenwirkens der Individuen, wenn diese auch meist bei ihrem Handeln nicht allgemeine Kulturziele im Auge haben, sondern durch persönliche, vielfach rein egoistische Motive bestimmt werden. Die Grundlage aller Kultur ist die wirthschaftliche Kultur, da ohne sie eine höhere Gesittung überhaupt nicht aufkommen kann. Die Triebkraft der wirthschaftlichen Kultur ist das Bedürfnis: um seine Bedürfnisse zu befriedigen, muß der Mensch entweder selbst arbeiten oder Andere für sich arbeiten lassen. Dies geschieht durch den gegen Sklaven oder andere Unfreie geübten Arbeitszwang. Dadurch entsteht eine (wenn auch zunächst noch unvollkommene) Produktionsordnung, durch die wenigstens in den oberen Schichten der Gesellschaft die Ausbildung einer höheren Kultur ermöglicht wird. Je mehr sich die auf Eigenthum und Tauschverkehr begründete Rechtsordnung befestigt, um so mehr geht der natürliche, meist kriegerische Thätigkeitsdrang der Menschen in wirthschaftliche Arbeitenergie über, mit der zugleich der Erwerbgeist erwacht. In den meisten Fällen ist solche wirthschaftliche Thätigkeit mit einem positiven Schaffen verbunden; und insoweit ist der Erwerbgeist die Kraft, die das ganze ungeheure Getriebe der modernen Volkswirthschaft in Bewegung setzt und durch große Unternehmungen und Anlagen von dauerndem Bestande die Grundlagen der wirthschaftlichen Kultur immer mehr erweitert.

Im Gegensatz zur wirthschaftlichen und der davon abhängigen technischen Kultur gehen die wissenschaftliche und die künstlerische Kultur aus dem sich selbst befriedigenden Forschungstrieb und Schaffensdrang produktiver Geister hervor; wobei aber natürlich die Mitwirkung niederer Motive nicht ausge-

geschlossen ist. Die individuellen Kräfte reichen jedoch für sich allein zur vollen Bewältigung der nothwendigen Kulturarbeit nicht aus, und zwar um so weniger, je höher die schon erreichte Stufe ist. Deshalb ist eine Ergänzung der Einzelwirkung durch organisirte Vereinigung nöthig, vor Allem durch die organisirte Kraft der Gesamtheit, die der Staat vertritt, dann auch durch andere gesellschaftliche Organisationen, von denen die Kirche die machtvollste ist.

So setzt die Kultur Staat und Gesellschaft voraus; aber ihren eigentlichen Sitz hat sie in den Individuen. Sie wird daher auch Verschiedenheiten aufweisen, die durch die physischen und geistigen Besonderheiten der Völker und insbesondere durch die Rassenunterschiede bedingt sind. Die Hauptfrage ist hier: ob mit den körperlichen Rassenunterschieden auch intellektuelle und moralische zusammengehen; woraus sich dann die weitere Frage ergibt: ob alle Rassen durch ihre geistigen Fähigkeiten in gleichem Grade zur Kultur veranlagt sind. Da die Antwort auf diese Fragen heute besonders interessant und außerdem vorzüglich zu zeigen geeignet ist, wie vorsichtig Veris seine Urtheile abzuwägen pflegt, will ich sie hier zum Theil wörtlich folgen lassen.

„Die Frage, ob alle Rassen in gleichem Grade zur Kultur veranlagt sind, scheint ohne Weiteres im verneinenden Sinn durch die Thatfache entschieden zu sein, daß auch heute noch die Völkerrassen in ihrer Kulturhöhe eine vielfach abgestufte Reihe bilden und die niedrigsten noch nicht über den Zustand primitiver Unkultur herausgekommen sind. Indessen dürfen Schlüsse auf die Kulturfähigkeit verschiedener Stämme aus den zu einer gegebenen Zeit bestehenden Kulturverschiedenheiten nur mit Vorsicht gezogen werden. Andernfalls hätte man ja zur Zeit des Tacitus ein sehr ungünstiges Urtheil über die Kulturfähigkeit der Germanen fällen müssen; denn in der geistigen Kultur standen sie damals um viele Jahrhunderte gegen die Griechen und um Jahrtausende gegen die orientalischnegyptische Welt zurück. Die Geschichte lehrt überhaupt, daß die als Kulturträger erscheinenden Völker zu verschiedenen Zeiten nach einander in ihre Rolle eingetreten sind und daß sie einer Auslösung der in ihnen schlummernden Entwicklungskräfte durch die Berührung mit bereits weiter fortgeschrittenen Nationen bedurften. Es kommt also an auf die Kulturfähigkeit einer Rasse unter dem Einfluß einer höheren Kultur; und von diesem Gesichtspunkt aus kann nicht bestritten werden, daß einige Rassen in ihrer natürlichen geistigen Ausstattung hinter anderen zurückstehen.“

Dann untersucht Veris das Verhältniß der verschiedenen Rassen unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturfähigkeit. Es giebt Naturvölker (zum Beispiel: die afrikanischen Zwergvölker), die trotz der Nachbarschaft höher gestitteter Stämme im wilden Naturzustand verharren. Andere Rassen (zum Beispiel: die nordamerikanischen Indianer und Australier) gehen unter der Einwirkung der höheren Kultur zu Grunde. Wieder andere Rassen, wie die Neger, können da, wo sie innerhalb der weißen Bevölkerung leben, nur in einem erheblichen Abstände mit der weißen Rasse parallel gehen und produziren da, wo sie mit einem Anflug von Civilisation sich selbst überlassen sind, geringe Kulturwerthe.

Eingehend vergleicht Legis die Kulturfähigkeit der weißen und der gelben Rasse. Er kommt dabei zu dem Resultat, es sei wohl möglich, daß die Ostasiaten in der utilitarischen Richtung der Kultur den Vorsprung der weißen Rasse nach und nach einholen und in Zukunft vielleicht mit ihr Schritt halten werden. Aber er bestreitet, daß sie auch den idealen Gehalt des von dem griechischen Genius befruchteten und in der Schule des Christenthumes erzeugten abendländischen Geistes je hervorbringen könnten. Und schmerzlich wird auch der gelben oder irgend einer anderen Rasse die reiche Originalität der künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Begabung zukommen, der die weiße Rasse ihre führende Stellung verdankt.

Auch die beiden wichtigsten Völkerfamilien innerhalb der weißen Rasse, die arische und die semitische, vergleicht Legis. Hier kommt er zu dem Schluß: Semiten und Arier haben seit Jahrtausenden zur Ausbildung der orientalischemuropäischen Kultur zusammengewirkt; aus beiden Völkergruppen sind große Geister hervorgegangen, die auf alle Gebiete des Kulturlebens stark gewirkt haben: da giebt es kein Werthmaß, nach dem man solche Leistungen objektiv gegen einander abschätzen kann. Die körperlichen Merkmale der beiden Völkergruppen lassen sich allerdings durch Massenbeobachtungen exakt ermitteln; aber bei Geistesanlagen und Charaktereigenschaften ist ein solches Verfahren praktisch undurchführbar. Seine Darstellung, die mit der Weisheit letzter Schluß auf diesem so überaus schwierigen Gebiet scheint, schließt Legis mit den Worten: „Ohne Zweifel haben sich durch geographische oder gesellschaftliche Trennung und durch die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lage, der Erziehung und der Lebensgewohnheiten gewisse kulturelle Stammesunterschiede entwickelt; aber sie sind durch die mannichfachen Uebergänge verbunden und verwischen sich rasch bei veränderten Umständen.“

Wenn der menschliche Geist der Boden ist, in dem sich die Kultur entwickelt, so übt doch auch die äußere Natur auf die Richtung ihrer Entwicklung und die Größe ihres Wuchsthumes einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Und so untersucht Legis die Bedeutung von Klima, Bodenbeschaffenheit und geographischen Bedingungen auf die Kultur. Dabei unterläßt er nicht, zu konstatiren, daß die Kultur die Tendenz hat, den Menschen wenigstens in seiner individuellen Lebenshaltung von den klimatischen und geographischen Einflüssen immer unabhängiger zu machen. „In großem Umfang ist Dies bereits erreicht worden: von Hammerfest bis Kapstadt, von Dawson City bis Punto Arenas herrscht der selbe Typus des gesitteten Lebens.“

Die Thatsache, daß die Kultur sich von Geschlecht zu Geschlecht überträgt oder „vererbt“ und in der Geschichte aufsteigt oder auch niedergeht, giebt Legis Veranlassung, die eben so häufig gebrauchten wie selten verstandenen Begriffe Vererbung und Entwicklung der Kultur auf ihren wahren Gehalt

zu untersuchen. Darauf folgt ein allgemeiner Rückblick auf den geschichtlichen Verlauf der Kulturentwicklung, der den Höhepunkt der ganzen Darstellung bildet.

Die älteste Art von Kultur, die vom Licht der Geschichte erhellt ist — sich übrigens auch als die Ausgangsphase der ganzen späteren Entwicklung in Europa und Vorderasien darstellt —, ist die babylonische. Sie wird charakterisiert durch die allmähliche Einführung des Eisens und die Ausbildung der Ingenieurkunst. Der älteste Sitz dieser Kultur ist zwischen Euphrat und Tigris zu suchen; aber bald breitete sie sich über ganz Vorderasien aus, beeinflusste die assyrische, phönizische, israelitische Kultur und griff schließlich nach Ägypten und Griechenland hinüber. Als zweite große Kulturperiode gilt Vexis die Zeit des griechisch-römischen Altertums. Sie hat der Menschheit nach verschiedenen Richtungen vielfachen Kulturgewinn gebracht. Zunächst zeigte sie die Möglichkeit von bürgerlicher Freiheit, Selbstregierung und Patriotismus. Dann haben die Griechen zuerst die reine, sich selbst genügende Wissenschaft in die Welt eingeführt, indem sie die formale Logik, Philosophie, Ethik, Staatslehre, Geometrie und Astronomie schufen. Endlich ist die griechische Literatur, nach dem Ausdruck Ulrichs Wilamowitz, „die einzige im strengen Sinn originelle auf der Welt; denn die Griechen haben die literarischen Gattungen geschaffen.“

Vexis unterscheidet noch drei weitere Weltperioden der Kulturentwicklung: die erste, die von dem Untergang des weströmischen Kaiserreiches an datiert, umfaßt ungefähr ein Jahrtausend; die zweite beginnt mit der Entdeckung Amerikas und der Reformation und schließt mit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, in denen Watts Dampfmaschine, die Gründung der Vereinigten Staaten und die französische Revolution wiederum den Anbruch eines neuen Abschnittes der Kulturgeschichte bezeichneten, den eben die Gegenwart repräsentiert. Hier kann meine Feder nicht mehr folgen: ich muß den Leser an das Buch weisen; staunend wird er da eine Universalität des Wissens und Schärfe des Urtheils sehen, die Vexis ermöglichen, diese Kulturen nach allen ihren Richtungen und Ausstrahlungen zu charakterisieren.

Zum Schluß zieht Vexis das Fazit: daß die Kulturentwicklung nicht das von Vielen ersuchte Zeitalter des Friedens und des allgemeinen Glücks heraufbringt. Die moderne soziale Frage führt zu den Klassenkämpfen in der Gesellschaft, die modernen imperialistischen Bestrebungen aller Großstaaten zu internationalen Reibungen und zu Kriegen, die moderne Forschung zum Kampf zwischen dem katholischen Dogmatismus, dem Protestantismus und dem wissenschaftlichen Naturalismus. Der zunehmenden Leistungsfähigkeit der Technik stellen sich die zunehmenden Schwierigkeiten gegenüber, die bei einer fortwährend wachsenden Bevölkerung durch den fortwährenden Verbrauch unersetzlicher Naturstoffe entstehen. Man denke nur daran, daß die vorhandenen Steinkohlenmengen in einigen Jahrhunderten fast vollständig aufgezehrt und

daß auch die Eisenerze nicht in unerschöpflicher Menge verfügbar sein werden. Auch das ständige Wachsthum der Bevölkerung dürfte schließlich zu einem Mißverhältniß zwischen der Menschenzahl und der verfügbaren Bodenfläche führen. Die Menschheit wird also zu steter Erneuerung ihrer Anstrengungen genöthigt sein, wenn sie nicht rückwärts gedrängt werden soll. Dazu gehört aber nicht nur der technische Fortschritt, sondern auch die Durchdringung des sozialen Lebens mit der sittlichen Idee der Gerechtigkeit, die fordert, daß Jeder bei seinem Handeln in jedem Andern die gleichberechtigte Persönlichkeit achte.

Kiel.

Professor Georg Adler.



Die Hochzeitreise nach Paris.

En einem schönen Städtchen am Ufer des Rheins lebte vor einiger Zeit ein Fabrikbesitzer, der die angenehme Eigenschaft hatte, Millionär zu sein. Da er neben dieser die andere Eigenthümlichkeit hatte, der Vater von neun mehr oder minder erwachsenen Töchtern zu sein, so ergab sich aus der Summirung der Töchter und der Millionen eine weitere Eigenschaft, die diesem Mann in weiten Kreisen der jüngeren Männerwelt als einem überaus leistungsfähigen große Achtung verschaffte. Er hatte seinen Töchtern lauter interessante Namen gegeben. Eine hieß Hildegard, die andere Irmingard, die dritte Elfriede, die vierte Adelaide, weil der Vater das bekannte Lied Beethovens besonders liebte; die fünfte hatte er gar Sappho genannt, denn da er in der Zeit, als er hoffte, Vater dieses Kindes zu werden, einmal ein Gedicht für ein Festmahl industrieller Kollegen gemacht, hatte er nach dem Geheiß der Verehrung die Vorstellung, diese Tochter könnte wohl einmal eine Dichterin werden. Was die sechste Tochter anlangt, so hieß sie Adelgunde; die siebente Gléa, in Folge einer Wette. Er hatte nämlich mit seiner Frau gewettet, diesmal würde es ein Junge werden, den er Theodor oder Theo nennen wollte, weil er wußte, daß Theodor der von Gott Geschenke heißt. Als es dann trotzdem zum siebenten Male ein Mädchen war, taufte er in einem leichten Verzweiflungsanfall das arme Kindchen Gléa, weil es kein Theo hatte werden wollen. Und so hatten auch die anderen Töchter absonderliche und bemerkenswerthe Namen.

Man kann denken, daß diese neun Töchter ziemlich viele Schuhe brauchten. Jede mußte mindestens ein Paar Hausschuhen oder Hauspantoffeln, drei Paar Straßenschiefelchen, ein Paar feine Konzertschiefelchen, zwei Paar Tanzschuhe und die entsprechenden Gummischuhe im regelmäßigen Gebrauch haben. Das gehörte sich bei der finanziellen Stellung des Vaters. Mit neun Töchtern multipliziert, ergaben sich aber im schwachen Durchschnitt einundachtzig Paar Schuhe oder hundertzweimalsechzig Einzelschuhe, die den Töchtern zur Verfügung standen. Es ist leicht, zu berechnen, daß der Schuhmeister der schönen weinseligen Rheinstadt

seine ganze angenehme Erziehung allein auf die Fräulein dieser neun Mädchen gründet konnte; denn da sie mehr oder minder lustigen Temperaments waren, gab es nicht nur immer neue Anschaffungen, sondern auch dauernde Ausbesserungen.

Last mich nicht erzählen von dem reizenden, verführerischen Kuckuck dieser einundachtzig Paar Schuhe, wenn sie in der nöthig gemordenen Schuhkammer des Hauses in hübscher Ordnung auf den Schuhregalen standen! Last mich nur sagen, daß, bei der Lebhaftigkeit der Mädchen, zur Vermeidung unendlichen Wirrwarrs und zur eigenen Orientirung des Herrn Schustermeisters dieser die Einrichtung hatte treffen müssen, daß den Sohlen jedes Stiefelpaares der Name der Inhaberin mit blauen Buchstaben haltbar aufgestempelt wurde. Da der Respekt vor einer so wohlhabenden Kundschaft von jungen Damen aber nicht erlaubte, daß nur der nackte Mädchenname aufgestempelt werde, so trugen die verschiedenen Pantöffelchen und Stiefelchen die Bezeichnungen: „Fräulein Elfrida“, „Fräulein Adealide“, „Fräulein Adelgunde“, „Fräulein Sappho“, „Fräulein Uléo“ und so weiter.

Fräulein Sappho, die gewöhnlich im Haus allerdings nur „Saffchen“ genannt wurde, auch auf gut Rheinländisch „die Saff“ hieß, war die lebhafteste von allen Töchtern; ein lustiges Fräulein, das besonders gern auch Romane las, die man „plaut“ zu nennen pflegt, eben so wie sie unter Mädchen ah und zu eine kleine schlüpfrige Geschichte aufsuchte. Sie hatte besonders gern sich im Französischen geübt und Romane von Raupassant, Bourget, von der Gyp und Anderen gelesen. Bei dieser etwas übermüthigen Anlage ihres Geistes aber war sie ein durchaus braves Mädchen, dem man nichts nachsagen konnte. Sie hatte daher denn auch mit zweiundzwanzig Jahren einen Freier gefunden, einen Staatsanwalt, einen angehenden Dreißiger von sehr geistiger, ja, etwas peinlicher Lebensanschauung, der aber bei Alledem Erfahrungen mit dem schönen Geschlechte der Frauen schon hinter sich hatte. Man liebte sich aber, der Vater gab eine glänzende Hochzeit, wo die Tanzschuhe aller acht Schwestern und der Braut besonders schön gewesen waren, und das neue Paar ging auf die Hochzeitreise. Weil sie aus so vielem Besen von einer verzehrenden Reugier auf Paris und sein „plantes“ Leben erfüllt war, war es Saffchens Lieblingwunsch gewesen, die Hochzeitreise nach Paris zu machen. Vater und Bräutigam waren einverstanden. Sie brannte, in dem sicheren Gefühl, als junge Frau unter dem Schutze ihres Mannes „Alles“ kennen zu lernen, darauf, nun das berühmte Café Razin's, die Rother Mühle, wo man Cancau tanzt, die interessante Halbwelt im Bois de Boulogne zu sehen, die Variétés mit ihren gefährlichen, natürlich auch für ihren Mann gefährlichen Frauen. Ihr gruselte zwar ein Wenig, wie Das werden würde, wenn etwa Eine auf ihren Emil Jagd machte; aber erleben wollte sie doch einmal. Man reiste also in gemeinsamer Erwartung mancher interessanten Abenteuer mit dem bequemsten Schnellzug nach Paris ab; und natürlich war die Saff zu diesem Zweck nicht nur mit einer Auswahl ihrer feinsten Brautkramen, Strümpfe und sonstigen Ausstattung, sondern auch mit besonders feinem Schuhwerk aller Art reichlich versehen.

Die Hochzeitnacht in einem der feinsten Hotels am Boulevard de la Madeleine war beglückend. Ein großes Doppelbett, mit einem Himmel darüber aus Seide im Stile Louis Quinze mit Gold und grünen Rokokoahndrücken daran, nahm das selige Paar auf. Alle Möbel waren echt, Teppiche, Sevresporzellan, Brüsseler Spitzen an den Fenstervorhängen: Alles vornehm, leicht und lauschig. Der Chef

der Hotelabtheilung hatte gefragt, ob die Herrschaften ihre Apartments à la Louis Quatorze, Seize oder Quinze wünschten, da das Hotel für jeden echten pariser Stil Auswahl habe. Die Saff, die das Leichte, Lustige, Schwungvolle liebte, entschied sich für den fünfzehnten Ludwig, zumal zu dessen Zeit ja auch das pikanteste Leben geherrscht hatte. Als der Kellner dem eintretenden Paar die Zimmer zeigte, die man für den Herrn Staatsanwalt bestimmt hatte, bemerkte er, indem er den Betthimmel zurückschlug, es sei höchst wahrscheinlich, daß Madame de Pompadour in eigener Person dieses herrliche Kunstwerk benützt habe, denn es sei ganz alt, aus einem Schloß von Bellevue und nur zeitgemäß ein Wenig renovirt.

„Aber Das ist ja äußerst interessant!“ sagte Saff und erklärte sogleich, diese Zimmer behalten zu wollen. Der Staatsanwalt zögerte einen Augenblick, wollte aber nicht gleich in der Hochzeitnacht seiner jungen Frau widersprechen und nahm das Zimmer mit dem Salon dazu. Abends erging das junge Paar sich auf dem Boulevard im dichten Menschengedräng. Saff schaute scheu um sich und beobachtete alle Frauen, sah manchmal hinter sich, ob vielleicht ein weibliches Wesen ihrem Manne folge oder ob man ihm von der Seite einen jener verfangenden Blicke zuwerfen würde, von denen in Romanen so viel zu lesen war. Doch sah sie, nachdem sie eine Stunde sogar im Dunklen gegangen waren, weder bei Tag noch bei Nacht einen dieser Blicke; sie sah nur ein ununterbrochenes (Wedräng gleichgiltig oder ermüdet vor sich hinsiehender Menschen, erstaunlich viele häßliche, aber sehr ehrbar einhergehende Frauen, und sagte schließlich, ein Wischen enttäuscht: „Werkwürdig; ich hatte mit Paris ganz anders gedacht!“

„Ja, Alles macht einem überaus anständigen Eindruck!“ sagte der Staatsanwalt in einer ganz ähnlichen Ideeoverbindung, denn auch er hatte, mehr aus sitengeschichtlichem Interesse, heimlich sehr viel Umschau gehalten nach weiblichen Wesen, die seiner Menschenkenntniß Probleme bieten konnten. „Die Republik soll ja auch außerordentlich viel zur Besserung und Ordnung der Sitten gethan haben.“

„Ach?“ fragte die Saff etwas kleinlaut. Ein ganz harmloses Abenteuer wäre doch zu spannend gewesen.

Doch das reizende Diner im Hotel, das nun folgte, ersetzte vollständig die kleine Enttäuschung über das Straßenleben von Paris. Potage, hors d'oeuvre, die verschiedenen Fleisch- und Geflügelgerichte, der Gemüsegang und Nachtisch wurden so anmuthig vorgesetzt, daß es vorzüglich mundete. Da aber, bei einem Preis von zehn Franken, Wein und Sect nicht einbegriffen war und der Staatsanwalt einiges Bessere von diesen Dingen durch den Kellner sich vorschlagen ließ, so machte Saff auf einmal ein langes Gesicht, weil die Rechnung zuletzt sich auf fünfzig Franken belief. Als der Staatsanwalt mit plötzlich besorgtem Herzen in seine Tasche griff, um einen Fünzig-Frankenschein zu geben, und drei Franken Trinkgeld dazulegen, zögerte der Kellner verlegen, dies Geld zu nehmen. Der Staatsanwalt nöthigte ihn gönnerhaft. Darauf hielt der Kellner aber eine kleine französische Rede, die der Staatsanwalt nur zur Hälfte verstand. Saff aber, die vorzüglich französisch sprach und verstand, erklärte ihrem Mann, der Kellner habe gesagt, daß man in jeder Bierkneipe auf dem Boulevard mindestens zehn Prozent Trinkgeld gebe; in einem so feinen Hotel aber pfliegte man auf fünfzig nicht unter zehn Francs Trinkgeld zu nehmen. Der Staatsanwalt, in Ermangelung größerer Sprachfertigkeit, schob daher dem Kellner etwas verächtlich noch zehn Francs hin, rechnete aber als

gewissenhafter Schwiegersohn blickartig nach, daß die Million des Schwiegeraters, wenn alle neun Töchter nach Paris auf die Hochzeitreise gingen, keine sehr große Dauerbarkeit haben würde.

Nun begab man sich zur Ruhe. Vorher stellte der Staatsanwalt noch seine Stiefel und die Stiefelchen seiner jungen Frau vor die Thür; worauf er sehr behutsam und leise die Thür wieder zuzog und die Portieren schloß.

Selige Stille breitete sich über das Hotel. Man hörte nichts vom Lärm der Boulevards. Nur einmal, gegen Morgen, fühlte sich der Staatsanwalt, der äußerst scharf hörte, gestört. Er glaubte, er habe den Hausdiener kommen hören, um das Schuhzeug wegzunehmen. Und dann war es wiedergekommen, ein Klirren mehrerer Frauenstimmen war vernehmbar geworden. Dann hatte Etwas auf die Thürschwelle gekloppt und dann war Alles wieder still geworden.

Als die Morgensonne schon lange durch die Gardine hereingeleuchtet hatte, war endlich die Toilette beendet und der Staatsanwalt klingelte den Kellner herauf, um das Frühstück zu bestellen. Emil bemerkte, als er sagte: „Das Frühstück für meine Frau und mich“, daß der Kellner ihm einen eigenthümlich verschwiegenen und diskreten, fast spöttischen Blick zuwarf; als aber Saff gerade in diesem Augenblick im Zimmer erschien, fragte er etwas malitios: „Madame haben gut geschlafen, zum ersten Mal in Paris?“

„Es sind doch nette, höfliche Leute, diese pariser Kellner!“ sagte Saff, als er herausgegangen war.

Es dauerte ziemlich lange, bis der Kellner das Frühstück brachte. Der Staatsanwalt war schon sehr ungeduldig. Etwas an dem Kellner hatte ihm gar nicht gefallen. Der Mensch war ihm viel zu familiär, zu sehr aus Vertraulichkeit gestimmt. Daran war er als Staatsanwalt nicht gewöhnt. Als der Kellner wieder nach einer Weile das Frühstücksgedeck abtragen wollte, trat er mit sehr bestürzter Miene ein und sagte sehr höflich: „Mein Herr, ich bin in Verzweiflung! Diese Apartments à la Louis Quinze, die wir Ihnen zur Verfügung stellen konnten, sind, ohne daß ich es wußte, schon seit längerer Zeit von heute ab vergeben. Ich bin trostlos. Aber Madame lieben vielleicht auch Empire? Stil Napoleon?“

„Nein“, sagte der Staatsanwalt, „diese Zimmer sind an mich vermietet. Geben Sie Napoleon doch an die anderen Leute!“

„Aber ich versichere Sie, mein Herr, dieser Stil ist klassisch. Mademoiselle Sappho . . . Pardon: Madame wird Ihnen erklären . . . Madame sprechen so vorzüglich Französisch . . . Sie ist gewiß eine Französin. Sie werden dem Herrn erklären, daß Napoleon für Sie am Allerbesten geeignet ist.“

Saff rümpfte die Nase. „Napoleon?“ sagte sie geringschätzig. „Soll ich diesen Kanonenhieselstil ertragen?“ Da der Kellner aber, als er sie aus Versehen Mademoiselle nannte, einen merkwürdig angenehmen Blick ihr zugeworfen hatte, dachte sie, es müsse mit dem Empirestil eine besondere Verwandtniß haben. Ihre Neugier war erregt und sie sagte: „Nun, versuchen könnte man es ja wohl einmal. Zeigen Sie uns die Zimmer.“

„Ich bin entzückt, Mademoiselle . . . Pardon: Madame! Ich eile voran.“

Saff nickte ihren Mann an. „Du, er hat mich aus Versehen ‚Fräulein‘ genannt.“ Sie war, wie alle jungen Frauen, sehr angenehm erlustigt, daß man sie noch für ein Fräulein hielt.

Der Kellner führte das Paar durch lange Korridore mit vielen Ecken und Winkeln auf lautlosen Teppichen wie in einem Labyrinth herum. „Ist Das nicht eine Dependance?“ sagte der Staatsanwalt zuletzt stehend. Der Kellner lächelte nur sehr verbindlich und öffnete die Thür für die beiden Zimmer im Empirestil. Der Staatsanwalt trat ein, sah sich um und fand sofort an dem ungeheuer großen Bett wegen der Ehrbarkeit seiner Formen, an der Wohlfeilhaftigkeit der Spiegelausrüstung, der bürgerlichen Solidität der Kommode und der Schränke Gefallen. Ganz ähnlich hatte es bei seinen Großeltern ausgesehen. Daß er die erste Nacht wegen der Laune seiner Frau in einem sogenannten „Pompadourbett“ zugebracht hatte, war ihm im Hinblick auf seine Stellung etwas peinlich. Er erklärte rasch: „Ich nehme dieses Zimmer“; und der Kellner ging.

Die Saff war außer sich. „Hier soll ich schlafen? In diesem Bett, das wie eine Artillerie-Batterie aussieht? Und dieses Nachtschränken! Das steht ja auf Elefantenbeinen! Hier bleibe ich keinen Augenblick!“ Sie weinte; es gab die erste Ehestandsszene. Aber der Staatsanwalt bestand darauf, hier zu bleiben. Die Saff beruhigte sich erst, als er ihr klar gemacht hatte, daß es sich mit seiner Stellung als deutscher Staatsanwalt besser vertrage, im Empirestil zu wohnen. „Denn dieser Theil des Hotels ist entschieden der solidere.“

Man war den Tag über in der Stadt, um den Louvre, die Elysäischen Felder zu sehen, im Bois de Boulogne herumzufahren. Der Staatsanwalt begann, Vorurtheile gegen die Franzosen abzuliegen, denn er fand Alles äußerst solid, die Frauenwelt in der ungeheuren Masse höchst ehrbar, die jungen Männer frisch und blühend, durchaus nicht verlegt und alle Menschen unendlich liebenswürdig. Sie kamen nach zehn Uhr ins Hotel zurück und gingen sogleich auf ihr Zimmer. Auf dem Korridor sahen sie vor einem Zimmer eine sehr schöne, große, gelbblonde Dame mit einem etwas angetrunkenen Herrn im Cylinder. Einige Schritte weiter verschwanden eben drei Damen mit einem Herrn in ein Zimmer. Als diesmal Saff ihre Stiefelsetten mit denen des Gemahls vor die Thür setzte, sah sie im Zimmer gegenüber, da die Thür geöffnet wurde, eine sehr äppige Dame auf dem Schoß eines Herrn sitzen und Champagner trinken. Sie machte schnell zu und sagte zu Emil: „Du, ich glaube, Das ist hier die Abtheilung für Hochzeitsreisende! Darum!“

Nachts im Nebenzimmer Gelächter, Richern, einmal auch vor der Thür eine Art Aufruhr, daß der Staatsanwalt schon aus dem Bett springen wollte; dann plötzliches Auseinandergehen. Im Nebenzimmer dann wieder einmal ein Pochen an der Thür. Darauf ein plötzlicher übermüthiger Gesang: „O Sapho, ma belle Sapho, est-ce que tu viena à l'échafaud, à l'échafaud de mon amour, o Sapho, ma belle Sapho? Der Staatsanwalt übersehte mit stillem Schauder: „O Sappho, schöne Sappho, kommst Du zum Hochgerüst, zum Hochgerüst meiner Liebe, — o Sappho, schöne Sappho?“ Ein Gruseln überlief die Saff. Sie fühlte: das Abenteuer war da. Die Gatten wagten kein Wort mit einander zu sprechen. Sie konnten nicht einschlafen. Saff vermochte ihrem Mann keinen Kuß zu geben. Und doch sagte Keins Etwas.

Gegen Morgen sprang der Staatsanwalt empört auf. „Dieses Paris ist ein Babel. In einem solchen Hotel! Wir sind wer weiß wohin gerathen!“

Er verlangte die Rechnung vom Kellner. „Wie können Sie uns ein solches Zimmer geben! Wie können Sie wagen! Wir ziehen sofort aus! Schicken Sie

sofort einen Boten in das nächste Hotel, in das Hotel (er nannte einen sehr angesehenen Namen). Er soll melden: zwei Zimmer für Staatsanwalt Emil Stromer mit Frau! Rechnung her!"

Der Kellner hatte sie schon bereit. Der Staatsanwalt erlebte bei ihrem Anblick. Die Zimmer Louis Quinze kosteten nach Verabredung fünfzig Francs; das Empire-Zimmer aber hundert. „Wie kann Empire so unverschämt theuer sein!"

Auch Saff fuhr empört auf, wies auf das Bett und rief: „Wie kann diese Festungszunge hundert Franken kosten?"

Der Kellner lächelte frech: „Aber Mademoiselle sind doch Französin. Sie wissen doch . . . Mein Herr, das Kaiserreich ist immer theurer als ein Königreich.“

Der Staatsanwalt warf seiner Frau einen tief mißtrauischen Blick zu, verstand aber den Zusammenhang seiner Situation gar nicht. Er zahlte aber, um sich und seine Frau schnell aus diesem Qui pro quo zu befreien. Ein Trinkgeld gab er absichtlich nicht. Eben erschien der Bote. Der Kellner ging vor die Thür, um ihm Auftrag zu geben. Der Bote lachte unverschämt und verschwand. Als der Staatsanwalt mit Saff das Zimmer verließ, sagte der Kellner: „Und für die Diskretion, mein Herr?!" „Was?!" schrie der Staatsanwalt. Er bemerkte, daß Niemand von den Hotelbediensteten, die sonst so geflissentlich sind, herankommen wollte, daß der Chef Saff nur kurz begrüßte und Alles sehr unaufmerksam war.

Sie kamen in dem in Aussicht genommenen Hotel an. Im Bureau sagte der Mann: „Staatsanwalt Stromer mit Frau. Ist unser Bote gekommen?"

„Ja; aber bedaure unendlich: absolut nichts frei.“

„Sie sagten aber doch zu eben diesem Herrn hier neben mir, daß überall noch Zimmer zur Verfügung seien!"

„Einen Augenblick, mein Herr!" Der diskrete Bureauchef wartete, bis der andere Herr verschwunden war. „Sie wünschen also für sich und Madame? Darf ich um Ihren Anmeldechein für sich und Frau Gemahlin bitten? Oder einen Trauschein . . . Was Sie haben!"

„Ja, man nimmt aber doch keinen Trauschein nicht mit auf die Hochzeitreise!"

„Die Sittenpolizei hier in Paris ist so streng. Sie werden als Staatsanwalt begreifen. Unser Hotel beschäftigt sich nur mit Realitäten . . . Bedauere sehr!"

Der Mann stand wie vernagelt. Saff nahm empört seinen Arm und zog ihn fort. „Was thun? Ich habe den Trauschein zu Haus in meinen feuersicheren Schrank gethan. Das ist ja eine Heuchelei in diesem Land . . ."

„Ich glaube, der Hotelbote hat Etwas angerichtet!" sagte Sappho heilsehend. Nichts bei dem Gesang war ihr eingefallen, daß der Name Sappho in Paris nicht nur die von Dandet herrührende Beziehung hatte, sondern auch sonst für Frauen von allzu fröhlicher Art vorkam. Sie wagte aber nicht, es ihrem Mann zu sagen. „Weißt Du was? Wir gehen in eine sehr anständige Pension, und wenn sie noch so theuer ist; ich habe an den Champs-Élysées Etwas gelesen. Zwanzig Franken pro Person und Tag. Aber es ist doch besser als so!"

Sie wurden außerordentlich vornehm empfangen. Die Pension war hochanständig. Engländer, Deutsche, eine durchaus distinguirte Gesellschaft, eine würdige ältere Dame die Inhaberin. Mehrere Tage war Alles gut. Paris wurde in Ruhe weiter besichtigt. Nur war das Dienstmädchen sehr merkwürdig. Es behauptete, es müsse täglich zehn Franken Trinkgeld für seine kleinen Nebendienste er-

halten. „Madame werden ja verstehen!“ Saff aber verstand gar nicht. Der Staatsanwalt sah, daß Paris überhaupt so viel koste; da war nichts zu machen.

Eines Abends nun endlich in die „Rothc Mühle“. Cancan sehen: man denke! Saff zitterte vor Erwartung. In der Garderobe legte sie ihre Gummischuhe ab. Sie standen auf dem Garderobentisch. Auch andere Damen und Herren legten sie ab. Als sie mit ihrem Mann nach dem Tanzsaal ging, vernahm der Staatsanwalt plötzlich den Ruf: „Sappho!“ Darauf eine gewisse Aufregung.

Und nun der Tanz, der tolle Tanz! Auf einmal kommen im Cylinder mehrere Frackträger heran und laden die Frau Staatsanwalt zum Tanz ein; sie solle den Meistercancan tanzen. Sie lacht, sie weigert sich; sie sei Fremde, nur Zuschauerin; dem Staatsanwalt wirbelt der Verstand: und auf einmal singt eine wilde Frauenstimme, während der Chor einfällt: „O Sappho, ma bello Sappho, est-ce que tu viens à l'échafaud?“

„Hinaus!“ ruft der Staatsanwalt, indem er seine Frau vor sich herschiebt. „Hinaus! Wie kannst Du mich in so eine Gesellschaft führen! Hinaus! . . . Vergeiß die Gummischuhe nicht.“

Im Stillen war die Saff eigentlich belustigt. Denn ein Abenteuer war es doch. Aber der Schrecken war auch groß. Und schon wieder dieser mysteriöse Gesang!

Saff hatte ihrem Mann ans Herz gelegt, dem Dienstmädchen kein Trinkgeld mehr zu geben. Sie habe sich erkundigt, daß in der Pension die Bedienung im Preise inbegriffen sei. Emil hatte darob das Mädchen seine Ungnade fühlen lassen.

Am anderen Vormittag war es beim Frühstück sehr peinlich. Keine Dame sprach mit Saff ein Wort; man vermied auch, mit dem Staatsanwalt zu sprechen. Sollte man die Geschichte mit dem Cancan wissen? Mann und Frau hatten im Stillen diesen Gedanken. Der Staatsanwalt wurde bald blaß, bald roth im Gedanken an seine fernere Karriere. Denn in der Pension waren auch Deutsche.

Mann waren Beide in ihrem Zimmer, so ließ sich die Pensioninhaberin melden, hinter der mit türkischem Gesicht das Dienstmädchen ins Zimmer trat.

Die alte Dame sagte sehr bewegt: „Mein Herr, ich bedaure, Sie bitten zu müssen, mein Haus sogleich zu verlassen. Die Zeugnenschaft meines Dienstmädchens schließt jeden Zweifel aus. In diesem Haus, mein Herr, bestehen die besten Formen und nur streng legitime Sitten.“

„Legitime Sitten“, sagte der Staatsanwalt starr, indem er einen entsezten Blick auf Saff warf . . .

Da erhob das Dienstmädchen, indem es mit einer majestätischen Gesterde zwei frisch gepugte Damenschieletten emporhielt und mit dem Finger auf die Sohlen zeigte, seine Stimme scharf und drohend und rief: „Zunöhl, mein Herr, legitime Sitten! So viel Deutsch verstehen wir, daß Fräulein auf Französisch Mademoiselle heißt und hier steht: ‚Fräulein Sappho‘! Wie kann man Sappho heißen!“

.. Als in der Heimath die Saff den Ihren diese Geschichte erzählt hatte, lachten Alle aus vollem Hals. Plötzlich aber sprang der Vater, der Fabrikant und Millionär, sehr erregt auf, umarmte jorgenvoll seine siebente Tochter und rief: „Laßt den Schuster kommen! Das muß geändert werden! Kind, mein Kind, es ist nur ein Glück, daß es die Sappho war! Was hätte daraus werden können, wenn es die Cleo gewesen wäre!“

Großlichterfelde.

Wolfgang Kirchbach.

Soziologie und Jurisprudenz.

Jedem, der ein Gesetz mit einem darüber geschriebenen juristischen Werk verglichen hat, wird aufgefallen sein, daß das Buch an Umfang das Gesetz um ein Vielfaches, manchmal sogar um ein Hundertfaches übersteigt. Wie konnte über ein so kurzes Gesetz ein so dickes Buch geschrieben werden? Wird diese Frage gestellt, so haben die Juristen eine ganz annehmbare Antwort gleich bei der Hand. Jedes Gesetz, es mag noch so klar und ausführlich sein, läßt doch noch vielen Zweifeln Raum; diese Zweifel zu lösen, sei die Aufgabe der juristischen Literatur. Nun: die Zweifel müssen recht ausgiebig sein, wenn sie nur in Werken zu lösen sind, die viel umfangreicher sind als die Gesetze selbst. Da ist doch wohl die andere Frage berechtigt: Warum werden denn die Gesetze nicht so gefaßt, daß keine Zweifel übrig bleiben? Gewonnen ist doch bei der heutigen Methode nichts, wenn man, um sich über Alles, was das Gesetz anordnet, Klarheit zu verschaffen, erst nach einem Buch greifen muß, das darüber geschrieben worden ist. Entweder sollten also die Gesetze ausführlicher sein oder die juristische Literatur ist überflüssig.

Einst dachten auch die Juristen so. Sie suchten die Gesetze so ausführlich zu fassen, daß Zweifel über ihren Sinn gar nicht mehr möglich wären. Der Erfolg war zunächst, daß die Gesetze dicker wurden; aber die juristischen Bücher wurden deshalb nicht dünner. Mit der Zeit kam man darauf, daß jedes Wort, das man einem Gesetz hinzufügt, eben nur zu neuen Zweifeln Anlaß giebt. Heute neigen fast alle einsichtigen Juristen der Ansicht zu, je kürzer, je wortfargener ein Gesetz, um so besser sei es. Die laubläufige Antwort auf die Frage, warum Das, was die juristischen Bücher bringen, nicht schon im Gesetz enthalten sei, kann daher unmöglich befriedigen. Bei tieferem Eindringen überzeugt man sich in der That, daß der Unterschied zwischen einem Gesetz und einem juristischen Werk, das sich mit dem Gesetz befaßt, nicht ein quantitativer, sondern ein qualitativer ist: nicht ein Mehr, sondern ein Anderes bringen die juristischen Bücher. Sie enthalten eben die juristische Wissenschaft. Die Wissenschaft gehört nicht in das Gesetz. Nimmt man sie in das Gesetz auf, wie von Denen versucht worden ist, die Alles im Gesetz selbst geben wollten, so entsteht ein Zwitтерding, das die Wissenschaft nicht fördert, das Gesetz aber verunstaltet und nicht selten auch in seiner Wirkung schädigt.

Wenn bisher immer vom Gesetz gesprochen wurde, so liegt der Grund darin, daß es die anschaulichste und auch dem Laien geläufigste Form des Rechtes ist. Das Selbe gilt aber von jeder anderen Rechtsform, insbesondere auch vom Gewohnheitsrecht. Die Frage, die hier aufgeworfen wird, ist die Allgemeine nach dem Verhältniß der juristischen Wissenschaft zur Rechtsnorm. Es ist eine der schwierigsten Fragen, die eine Wissenschaft überhaupt bieten kann.

Ein Beispiel soll zunächst zeigen, was ich meine. Das Familienrecht des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches ist bekanntlich streng individualistisch, vielleicht das individualistischste unter allen, die heute in Europa gelten. Die Frau steht dem Mann und die Kinder stehen den Eltern im Allgemeinen durchaus selbständig gegenüber, fast als ob sie einander ganz fremd wären. Das Kind kann eigenes Vermögen haben und verfügt dann darüber eben so frei wie die Eltern über das ihrige; jedes Einkommen des Kindes kommt dem Kinde selbst, nicht den Eltern zu Gut; das Kind hat volles Selbstbestimmungsrecht und kann auch seine

Arbeitskraft mit voller Freiheit für sich selbst verwerthen. Nur so lange das Kind minderjährig ist, steht es unter väterlicher Gewalt; aber der Vater, der Inhaber dieser Gewalt, ist nicht viel mehr als ein Vormund: seine Aufgabe besteht ausschließlich in der Sorge, daß das Kind sich nicht durch Unersahrenheit, Leichtsinne oder Schwäche schädige. Nur in diesem Sinne kann der Vater über das Vermögen, die Arbeitskraft, das Schicksal des Kindes bestimmen; selbst dabei wird er noch von dem Obervormundschaftsgericht beaufsichtigt, das auch über Beschwerden des Kindes gegen den Vater entscheidet. Aber in der Bukovina, die ja zu Oesterreich gehört und wo, wie man glauben könnte, das Bürgerliche Gesetzbuch ganz so wie in anderen Theilen Oesterreichs gilt, ist es mit der väterlichen Gewalt bitterer Ernst. Der romanische Bauer, vielleicht der einzige echte Römer, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, kennt eine patria potestas, die den Kenner des alten römischen Rechtes ganz eigenthümlich anheimelt. Da gehören die Kinder wirklich noch dem Vater, wenn auch nicht ihr Leben lang, so doch bis zu der im vierundzwanzigsten Jahr eintretenden Mündigkeit, zwar nicht so unbeschränkt wie einst in Rom, immerhin aber noch mit ihrem Leib, mit ihrem Vermögen, mit ihrer Arbeitskraft. Nicht nur so lange sie beim Vater zu Hause sind, sondern auch in der Fremde. Ist ein solches Hauskind im Dienst, so erscheint in jedem Monat pünktlich der Vater oder auch die Mutter beim Dienstherrn und trägt den Dienstlohn ruhig nach Hause. Eben so frei verfügen die Eltern über das Vermögen des Kindes und über alles Einkommen aus dem Vermögen. Fragt man, warum sich die Kinder Das ruhig gefallen lassen, so erhält man die Antwort, daß ein Widerstand etwas ganz Unerhörtes wäre.

Wie erklärt sich der Widerspruch zwischen der klaren Rechtsregel und der Regel, die das Leben beherrscht? Der Jurist, dem die Frage vorgelegt würde, wäre auch hier um eine Antwort nicht verlegen. Es handle sich, würde er sagen, einfach um den Gegensatz zwischen Thatsache und Recht. Was Recht ist, Das bestimmt das bürgerliche Gesetzbuch; im Leben geschehe aber Manches, was mit dem Rechte nicht übereinstimmt. Käme der Fall zur richterlichen Entscheidung, so müßte er doch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch entschieden werden. Diese Auffassung beruht auf einer flüchtigen Betrachtung der Dinge. Ich wies schon darauf hin, daß Bestimmungen ähnlichen Inhalts und gleicher Prägung bereits im römischen Recht zu finden waren. Da schufen sie aber zweifelloses Recht und mußten auch richterlichen Entscheidungen zu Grunde gelegt werden. Es ist gar nicht einzusehen, warum ganz gleich geartete Normen, Normen, die alle wesentlichen Merkmale gemein haben, Recht sein sollen oder nicht, je nachdem sie für richterliche Entscheidungen maßgebend sind. Das wäre offenbar ein ganz äußerliches Erkennungszeichen; ob eine Norm Recht ist oder nicht, kann nur von ihrer Natur abhängen. Niemand allgemein wird heute anerkennen, daß es Recht gegeben hat, bevor noch ein Richter über Wein und Wein zu entscheiden hatte; auch jetzt noch giebt es Rechtsgebiete, für die kein Richter vorhanden ist: Verfassungsrecht und Völkerrecht.

Die Sache liegt anders. Das Recht tritt uns hier in seiner doppelten Funktion entgegen: als Organisationsform und als richterliche Entscheidungsnorm. Der Grundzug der Vermögenslosigkeit der Hauskinder herrscht in der Bukovina heute noch fast eben so, wie er einst in Rom geherrscht hatte, weil die Familie offenbar ähnlich organisiert ist; nur die Rechtsstreitigkeiten werden nach anderen

Grundsätzen entschieden als in Rom. Wäre die Bukowina ein selbständiges Rechtsgebiet, hätte sie eine eigene Gesetzgebung, so hätten sich seine zur Ordnung des Familienrechtes berufenen Gesetzgeber schwerlich der Nothwendigkeit zu entziehen vermocht, die Besipflosigkeit des Hauskinds in aller Form Rechtens anzuerkennen. Nun aber gilt in der Bukowina das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch, ein fremdes Gesetz, dessen Familienrecht aus einer ganz anderen Familienorganisation herausgewachsen ist; es gilt aber rein äußerlich, als bloße Entscheidungsnorm, es kommt zur Anwendung in den sehr spärlichen Fällen, wo das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern Anlaß zu einem obrigkeitlichen Eingriff bietet. Im Uebrigen wächst und gedeiht die Familie nach ihrem eigenen urwüchsigen Recht, unbelümmert um die Entscheidungsnormen.

Bekanntlich muß jeder Verein eine Vereinsatzung haben. Was ist der Zweck der Vereinsatzung? Der Jurist wird auch hier geneigt sein, anzunehmen, die Vereinsatzung diene zur Entscheidung von Streitigkeiten in Vereinsangelegenheiten; sie sei Entscheidungsnorm. In Wirklichkeit ist aber ihre Aufgabe eine andere: sie hat den Verein zu organisiren; sie bestimmt über den Zweck des Vereins, über die Organe, über deren Rechte und Pflichten, über das Vereinsvermögen und dessen Verwaltung, über die Rechte und Pflichten der Mitglieder. Entstehen Streitigkeiten in Vereinsfachen, dann können sie allerdings auch nach der Vereinsatzung entschieden werden. So ist die Vereinsatzung vor Allem Organisationsform, in zweiter Linie aber auch Entscheidungsnorm; die Entscheidungsnorm wird hier, wie sonst in der Regel, von der Organisationsform abgeleitet, stimmt mit ihr im Allgemeinen inhaltlich überein. Das Selbe gilt auch von anderen Gemeinschaften, von den juristischen Personen, wie Staat, Gemeinde, Kirche, Stiftung, wie auch von den Gemeinschaften ohne juristische Persönlichkeit: Verfassung, Gemeindeordnung, Stiftungsgeheimnis, Gesellschaftsvertrag spielen hier die selbe Doppelrolle, als Organisationsform und Entscheidungsnorm, wie beim Verein die Vereinsatzung. Eine solche (wenn auch ungeschriebene) Satzung hat jede Familie: die Rechte des Vaters, der Mutter, der Kinder über Person und Vermögen sind darin geordnet. Im Einzelnen in jeder Familie verschieden, stimmt sie doch in dem selben Volk, zu der selben Zeit im Allgemeinen überein; denn die Organisation der Familie ist doch schließlich überall Ergebnis der in diesem Volk zu dieser Zeit herrschenden Ueberlieferung, der sittlichen Anschauungen und der wirtschaftlichen Verhältnisse. Aus der übereinstimmenden Organisationsform ergibt sich das Familienrecht des Volkes, ausschließlich als Organisationsform betrachtet. Die Entscheidungsnormen des Familienrechtes können, wie sich gezeigt hat, auch einen Inhalt haben, der der Familienorganisation bei diesem Volk widerspricht. Das hat aber nur die Wirkung, daß Familienstreitigkeiten unter Umständen vom Richter in einer der thatsächlichen Familienorganisation widersprechenden Weise entschieden werden.

Wirtschaftlich wird unsere Gesellschaft organisirt durch Eigentum, Vertrag und Erbrecht. Das sind ihre Organisationsformen, freilich in sehr verschiedener Ausgestaltung.*) Aus dieser wirtschaftlichen Organisation ergeben sich die Befugnisse

*) Das „Eigentum“ begreift wirtschaftlich auch die dinglichen Nuhungsrechte, das Miet- und Pachtverhältniß in sich; der Vertrag als wirtschaftliche Organisationsform die dinglichen Sicherungsrechte, das Pfandrecht.

des Eigentümers (des dinglich Berechtigten) und des Gläubigers, ergibt sich in weiterer Folge, was als Eingriff in einen fremden Rechtskreis gelten muß, ergibt sich endlich die große Mehrzahl der Entscheidungsnormen über dingliche Ansprüche, Schadensersatz- und Vertragsklagen, Geschäftsführung ohne Auftrag und ähnliche Vorgänge, in denen verschiedene Rechtskreise in einander gegriffen haben. Da die Organisationsformen bei den gesitteten Völkern seit der Entstehung der Eigentumsordnung im Wesentlichen gleichartig sind, so sind auch die Entscheidungsnormen, trotz aller äußerlichen Verschiedenheit, in den Grundgedanken sehr gleichförmig. Die deutsche Rechtswissenschaft bezeichnet die Organisationsformen häufig als „Natur der Sache“; sie leitet die Entscheidungsnormen von der „Natur der Sache“ ab.

Der Gegensatz zwischen Recht als Organisationsform und Recht als Entscheidungsnorm trat im Familienrecht der romanischen Bauern in der Bukowina aus dem Grunde besonders klar zu Tage, weil in diesem Fall zwischen Beiden ein sichtbarer Widerspruch besteht. Das ist zum Glück nicht immer so. Wie in Rom die Vermögenslosigkeit der Hauskinder nicht nur der Familienorganisation entsprach, sondern auch den Entscheidungsnormen zu Grunde lag, so werden auch heute noch Eigentum, Dienstbarkeiten, Pfandrecht, Verträge, Familienverhältnisse, Land, Gemeinde, Kirche, Stiftung, Verein nach Normen beurteilt, die sich aus der Gestalt, die diese Einrichtungen im Leben angenommen haben, unmittelbar ergeben; sie konnten oder sollten es wenigstens.

Womit befaßt sich nun die Rechtswissenschaft: mit den Organisationsformen oder mit den Entscheidungsnormen? Den praktischen Juristen kümmern allerdings nur die Entscheidungsnormen; da aber eine große Zahl der Entscheidungsnormen sich unmittelbar aus den Organisationsformen ergibt, so muß er auch diese kennen lernen. Für den Mann, der mitten im Leben steht, ist Das nicht schwer. Hat er ein offenes Auge für Alles, was um ihn her geschieht, so lernt er ziemlich bald, was ihm noththut. Wichtiger als das Wissen ist aber hier, wie bei jeder Kunst, die „Empfindung“, der Ausbruch all der Denkvorgänge, die sich unter der Schwelle des Bewußtseins vollziehen. Und im Wissen sowohl als auch im Empfinden giebt es Gradunterschiede: es giebt große und kleine Juristen; die kleinen sollen von den großen lernen. Das sind die Anfänge der Jurisprudenz. Sie lehrt den Juristen aus der lebendigen Anschauung der Verhältnisse, wie sie das Leben erzeugt, die Normen gewinnen, deren er für die Beurtheilung der Rechtsfälle bedarf.

Im Allgemeinen hat der juristische Praktiker eine ganz auffallende Verachtung gegen all die Bücherweisheit. Das ist leicht begreiflich. Die lebendige Anschauung lehrt ihn mehr, als Bibliotheken könnten. Für den theoretisch angelegten Geist hat diese Literatur aber eine ganz andere Bedeutung. Da die Entscheidungsnormen sich unmittelbar aus den gesellschaftlichen Gestaltungen ergeben, so sind sie selbst gewissermaßen eine Projektion dieser Gestaltungen und können zum großen Theil nicht anders dargestellt werden als in und mit diesen Gestaltungen. Die Darstellung der Entscheidungsnormen muß daher zugleich eine Darstellung gesellschaftlicher Einrichtungen sein, von Männern entworfen, die solcher Beobachtung ihr Leben gewidmet haben, dafür besonders geschult sind und ein feines Gefühl für die Wirklichkeit der Dinge besitzen. In diesem Sinn wurde die Jurisprudenz von einem römischen Juristen *divinarum atque humanarum rerum notitia*, von einem modernen die sonnenhelle Wissenschaft des täglichen Lebens genannt. Daher

troy dem geringen praktischen der große pädagogische Werth dieser Art der juristischen Literatur. Sie erseht der *cupida legum iuventus*, die das Leben noch nicht kennt, all die Beobachtungen, die man sonst selbst machen müßte, um Jurist zu werden, und sie giebt ihr andere, die sie selbst nie machen würde, die ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Empfindung verfeinern. Jurisprudenz dieser Art ist deshalb in der That eine Morphologie der menschlichen Gesellschaft. Es ist unmöglich, das Recht zu lehren, ohne zugleich ein Bild der Gesellschaft zu geben, für die es gelten soll. Jetzt ist auch klar, warum die Jurisprudenz nicht ins Gesetz gehört. Das Gesetz kann eben nicht Morphologie sein. Wenn sie ins Gesetz aufgenommen ist, wird sie sofort etwas Anderes: aus einer Darstellung dessen, was ist, eine Vorschrift darüber, was sein soll. Sie verliert auch die Schmiegsamkeit, die sie befähigt, jeder besseren Erkenntniß und jeder Entwicklung zu folgen. Wie oft wurde schon eine juristische Lehre über Bord geworfen, von einer anderen abgelöst, obwohl sich unter dem Vorwand besserer Erkenntniß doch nur das Bedürfniß verborgen hatte, einer neuen Entwicklung Rechnung zu tragen! Was aber einer Lehre gegenüber ohne Weiteres angeht, wäre einem Gesetz gegenüber gar nicht oder wenigstens nicht so leicht möglich.

Den Entscheidungsnormen, die sich in dieser Weise unmittelbar aus den gesellschaftlichen Gestaltungen ergeben, stehen all die gegenüber, die den gesellschaftlichen Gestaltungen widersprechen. Ein Widerspruch von der Art, wie er am Anfang dieses Aufsatzes geschildert worden ist, kann sehr verschiedene Gründe haben. Er kann unbeabsichtigt sein; ich will dafür einige Beispiele geben. Erstens: eine durch Gesetz oder Wissenschaft festgelegte Entscheidungsnorm wird beibehalten, obwohl das Leben darüber bereits hinweggegangen ist. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“ In diesem Sinn meint Herbert Spencer, das Gesetz sei stets eine Form der Herrschaft des Toten über den Lebenden. Zweitens: eine Entscheidungsnorm wird von der Fremde herübergenommen, obwohl sie den gesellschaftlichen Gestaltungen nicht mehr entspricht. Drittens: die Natur der gesellschaftlichen Gestaltungen wird verkannt, die Entscheidungsnorm daher fehlerhaft festgelegt. Deshalb kennen wir zwei Arten von Entscheidungsnormen: zunächst solche, die sich aus den Verhältnissen, aus der „Natur der Sache“, unmittelbar ergeben, und solche, die den Verhältnissen, wie sie in der Gesellschaft entstehen, von Gesetz oder Wissenschaft aus einem der erwähnten Gründe aufgedrungen werden.

So wenig es gerathen ist, über die Entscheidungsnormen die Lebensverhältnisse zu übersehen, eben so wenig darf der Einfluß der Entscheidungsnormen auf das Leben unterschätzt werden. Selbst die unmittelbar aus den Lebensverhältnissen abgeleitete Entscheidungsnorm wirkt in ihrer Anwendung auf das Leben zurück. Jede Entscheidung setzt einen Zusammenstoß der Interessen, setzt Kampf voraus; und die Lebensverhältnisse gehen aus dem Kampf kaum je so hervor, wie sie in den Kampf eingetreten sind. Jetzt erst ergiebt sich die Nothwendigkeit, die beiden Kreise scharf auseinanderzuhalten; dadurch, daß man sich der Grenzen von Mein und Dein, von Recht und Pflicht klar bewußt wird, kommt selbst dann ein neues Element hinein, wenn diese Grenzen schon früher vorhanden waren. Dabei muß über eine Menge von Fragen mitentschieden werden, für die man aus den Lebensverhältnissen nichts zu entnehmen vermag, weil darin eine Antwort in der That nicht enthalten ist. Es genügt nicht, dem Eigentümer des Grundstückes das Eigentum

zuzusprechen, mit all den Befugnissen, die im Leben das Eigentum am Grundstück gewährt: was geschieht mit den Früchten, die der bisherige Besitzer angebaut, mit der Arbeit und den Aufwendungen, die er geleistet hatte? Es genügt nicht, den Vertrag so zur Geltung zu bringen, wie er abgeschlossen worden ist; man muß auch über Dinge entscheiden, an die die Parteien gar nicht gedacht haben: was geschieht, wenn die geschuldete Sache vor der Leistung untergegangen ist? Wenn sie von ganz anderer Art ist, als vorausgesetzt worden ist? Auf Fragen dieser Art kann die Jurisprudenz nur schöpferisch eine Antwort finden, angeregt durch die Gestalt, die die Lebensverhältnisse nicht in friedlicher Entwicklung, sondern im Prozeß angenommen haben. In all diesen Fällen sind die Entscheidungsnormen nicht unmittelbar durch die Gestaltung der Lebensverhältnisse gegeben, aber sie wirken auf das Leben zurück. Das gilt besonders von den Entscheidungsnormen, die nicht aus den Lebensverhältnissen herausgewachsen sind.

Die Entscheidungsnormen vermögen daher zweifellos die Lebensverhältnisse mit einem neuen Inhalt zu erfüllen. Insofern Das geschieht, erlangen sie eine ganz neue Bedeutung; denn dadurch wird es möglich, Entscheidungsnormen festzusetzen, damit sie in den Gang und die Entwicklung der Lebensverhältnisse eingreifen. Das versuchte wohl von je her die Jurisprudenz, in viel größerem Umfange aber der Staat, durch die von ihm ausgehende Form der Rechtsbildung: die Gesetzgebung.

Wie immer die Entscheidungsnorm das Leben gestaltend beeinflusst: sie wird in diesem Fall zu einer selbstständigen gesellschaftlichen Kraft, die gesellschaftliche Wirkungen erzeugt. So einfach, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, ist die Sache allerdings nicht. Meist nimmt man an, es genüge, ein Gesetz zu erlassen, um eine beliebige Wirkung zu erzielen. Das würde voraussetzen, daß jedes erlassene Gesetz auch tatsächlich gelte, daß es die beabsichtigten Wirkungen und keine anderen als diese hervorbringe. All diese Voraussetzungen sind jedoch hinjällig. Unrichtig ist die Annahme, daß jedes erlassene Gesetz auch wirklich gelte. Man würde gar nicht glauben, wie sehr das unwirksame Recht das wirksame überwiegt. Die Zahl der Paragraphen des vor fast hundert Jahren erlassenen österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches, die am Leben spurlos vorbeigegangen sind, deren Aufhebung ohne jede Bedeutung fürs Leben wäre, ist mit einem Drittel des Ganzen vielleicht nicht zu hoch gegriffen. Darunter sind einzelne, die Bestimmungen von großer Tragweite zu enthalten scheinen, jeden Augenblick zur Anwendung kommen könnten und in den fünfzehntausend Reichsgerichtsentscheidungen, die Glaser und Unger gesammelt haben, doch nicht ein einziges Mal angeführt sind. Wenn ein Rechtsatz aber auch manchmal in einer Entscheidung angewendet wird, so beweist diese Thatsache noch nicht, daß er wirklich ins Leben gedrungen ist und Handel und Wandel beeinflusst. Daß ein Rechtsatz aber die beabsichtigte Wirkung ganz verfehlt, daß er Wirkungen erzeugt, die bei seiner Formulierung gar nicht geahnt wurden: Das erlebt man jeden Tag.

Man muß sich also an den Gedanken gewöhnen, daß gewisse Dinge durch eine Rechtsvorschrift überhaupt nicht bewirkt werden können, daß die Macht des Rechtes ziemlich enge Grenzen hat. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß für die Folgen einer Rechtsregel die Absicht Dessen, von dem sie ausgeht, ganz gleichgültig ist. Das einmal in Kraft gesetzte Recht geht seine eigenen Wege; ob der Rechtsatz wirkt, ob er nur so wirkt, wie gewollt worden ist: Das hängt aus-

schließlich davon ab, ob er ein taugliches Mittel ist, um diesen Erfolg zu erzielen. Man muß sich endlich an den Gedanken gewöhnen, daß für die Folgen eines Rechtsjages nicht die Auslegung maßgebend ist, die etwa die Juristen geben; daß andere Umstände dafür viel wichtiger sind: die Eigenart des Volkes, dessen gesellschaftliche Schichtung und Bildung, die herrschenden sittlichen Anschauungen, die Beschaffenheit der Personen, die betreten sind, ihn zur Geltung zu bringen, die Machtmittel, die ihn durchsetzen sollen, die Art des Streitverfahrens.

Auch hier will ich ein Beispiel anführen. Oesterreichische Juristen, die vor etwa zwanzig Jahren zur Eröffnung des Justizpalastes als Festgäste nach Brüssel gekommen waren, hörten hier zu ihrem Erstaunen, daß Kaiser Josef der Zweite in Belgien als Verurtheilter wird, der dort das mündliche Prozeßverfahren eingeführt habe. Das Gesetz, durch das dieses Wunder bewirkt wurde, war die Allgemeine Gerichtsordnung, die vielverklärte Josephina, die ja auch in Oesterreich lange genug gegolten hatte, ohne daß ihr Jemand hier die Fähigkeit, ein mündliches Verfahren zu schaffen, zutraute. Die Gerichtsordnung bestimmt allerdings, daß „auf dem Lande“ (überall außerhalb der Provinzhauptstädte) mündlich zu verfahren sei. In Oesterreich bestand das „mündliche“ Verfahren in der Regel darin, daß die Schriftsätze nicht eingereicht, sondern, in der Form von Protokollen verfaßt, in der Hauptverhandlung dem Richter übergeben wurden; manchmal kam es allerdings vor, daß die Parteien tatsächlich ihre Äußerungen in der Verhandlung zu Protokoll gaben. Entschieden wurde der Prozeß aber jedenfalls nur auf Grund der Protokolle, nicht selten von einem Richter, der die Verhandlung nicht mitgemacht hatte. In den damals österreichischen Niederlanden hat man dagegen das mündliche Verfahren ernst genommen. Es wurde wirklich vor Gericht verhandelt, über die Verhandlung am Schluß ein Protokoll aufgenommen und der Richter, der die Verhandlung geleitet hatte, entschied, wenn auch mit Hilfe des Protokolls, so doch unter dem Eindruck des mündlichen Verfahrens. So führte das selbe Gesetz in Oesterreich zu einem protokolarrischen und mittelbaren, in den Niederlanden zu einem mündlichen und unmittelbaren Verfahren; nicht im Gesetz, sondern in den Sitten lag der Unterschied.

Für eine Rechtsregel können deshalb Umwälzungen wichtig werden, die sich gar nicht in ihrem Bereich vollzogen haben. Heute wird anerkannt, daß dem Gemeinen Recht in Deutschland wohl ein römisches Gesetz zu Grunde lag, daß aber das römische Recht in der That nie als Gemeines Recht gegolten hatte: alle Versuche, das *corpus iuris civilis* römisch aufzufassen und in dieser Auffassung zur Anwendung zu bringen, scheiterten an der Unmöglichkeit, für zwei so gänzlich verschiedene organisierte Gesellschaften, wie es die römische und die deutsche ist, das selbe Recht zur Geltung zu bringen. In Oesterreich hat man erlebt, daß Hunderte von Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, an denen die neue Civilprozeßordnung auch nicht ein Komma geändert hatte, doch durch sie ein ganz anderes Gesicht erhielten. Wenn nach dem österreichischen Recht zur Trennung einer katholischen Ehe (von Tisch und Bett) wiederholte schwere Mißhandlungen und sehr empfindliche wiederholte Kränkungen, zur Scheidung einer akatholischen Ehe wiederholte schwere Mißhandlungen erforderlich sind, so wird heute vor unseren Gerichten doch etwas ganz Anderes als schwere Mißhandlung oder empfindliche Kränkung betrachtet als im Jahre 1811, da die Bestimmung erlassen worden ist: die sitt-

lichen Anschauungen sind darüber hinweggegangen. Noch heute gilt ein Strafgesetz, dessen Bestimmungen zum großen Theil aus dem Jahr 1803 stammen; trotzdem wird ein armer Teufel, der aus Hunger ein Stück Brod stehlen würde, gewiß ganz anders behandelt als vor hundert Jahren.

Aus Alledem ergibt sich, daß es neben der rein juristischen noch eine gesellschaftliche Betrachtung des Rechtes giebt. Die rein juristische Betrachtung will vor Allem jede Rechtsregel im Sinn und Geist Dessen, von dem sie stammt, auslegen; nicht viel von ihr unterscheidet sich die historisch-juristische, die die Rechtsregel im Sinn und Geist der Zeit, in der sie entstanden ist, aufgefaßt und angewendet wissen will. Die gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung fragt, wie ein Rechtsjag gilt, welches Maß und welche Art gesellschaftlicher Kraft davon ausgeht. Dabei darf auch die Absicht Dessen, von dem der Rechtsjag herrührt, nicht unberücksichtigt bleiben, denn auch sie ist eine gesellschaftliche Kraft; aber nur eine, die neben den anderen wirkt, und keineswegs immer die entscheidende. Die rein juristische und die historisch-juristische Betrachtung sind also unwissenschaftlich und unpädagogisch. Sie sind unwissenschaftlich, denn sie sind einseitig: Einseitigkeit und Wissenschaftlichkeit sind aber Gegensätze. Sie sind unpädagogisch, denn es ist thöricht, nur zu lehren, was gelten sollte, und zu übersehen, was wirklich gilt.

Wie verhält sich nun diese Rechtswissenschaft zu den anderen Wissenschaften? Welche Stellung nimmt sie im Gliedbau der Wissenschaften ein? Es wäre wohl überflüssig, hier auf die vielen Bestrebungen, eine Systematik der Wissenschaften zu schaffen, einzugehen; sie mögen alle berechtigt sein, insofern sie von verschiedenen, an sich berechtigten Standpunkten vorgenommen werden. Für meinen Zweck eignet sich am Besten der alte Gliedbau Comtes*), dessen Grundgedanken auch Spencer angenommen hat. Er empfiehlt sich vor Allem durch seine großartige Einfachheit und Einheitslichkeit, durch die Art, wie er eine Hierarchie der Wissenschaft aufbaut, jede auf die vorausgehende gegründet und deren Ergebnisse verwerthend, wobei freilich von der unzulässigen Annahme der zeitlichen Nacheinanderfolge der Wissenschaften abgesehen werden muß. Die Mathematik, die Lehre von der abstrakten Größe, ist die Grundlage jeder Wissenschaft; ihr folgt die Physik, die Lehre von den physischen Körpern, die Ergebnisse der Mathematik verwerthend; dieser die Biologie, die Lehre von den belebten Körpern, auf die Physik gegründet; dann die Psychologie, die Physik des Bewußtseins der belebten physischen Körper; endlich die Soziologie, die Lehre von den Gesellschaften belebter, mit Bewußtsein begabter physischer Körper, die ihrem Wesen nach Massenpsychologie ist. Wenn Comte die Geschichte nicht erwähnt hat, so entspricht Das der französischen Auffassung, die die Geschichte nicht zu den sciences, sondern zu den belles lettres zählt; der Deutsche hat die Wahl, den Gliedbau der Wissenschaften im Sinn der Franzosen auf die Gesetzeswissenschaften zu beschränken: dann ergibt sich der Ausschluß der Geschichte, eben so wie der Geologie, der beschreibenden Naturwissenschaften, der Geographie, der Zoologie, der Botanik, der Mineralogie, von selbst; oder die beschreibenden Naturwissenschaften der Physik und der Biologie, die Geschichte, etwa mit der Völker-

*) Mit kleinen Aenderungen. Die Astronomie wird nicht als selbständige Wissenschaft behandelt: sie ist Anwendung der Physik auf kosmische Vorgänge. Die Einschaltung der Psychologie fordert die moderne Entwicklung. Chemie ist Molekularphysik.

kunde, der Statistik, der Soziologie, als Material oder selbständiges Gebiet, beizuzählen. Grundsätzlich berechtigt ist im comtischen Gliedbau die scharfe Trennung der Wissenschaften, die der reinen Erkenntniß dienen, und der praktischen Disziplinen, die die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für praktische Zwecke verwerten.

Die Jurisprudenz ist nun zunächst zweifellos eine praktische Disziplin; sie lehrt die praktische Rechtsanwendung. Als solche besteht sie schon seit Jahrtausenden, Aber diese Aufgabe kann sie, wie gezeigt wurde, doch nur in vollem Umfang erfüllen, wenn sie zu einer Morphologie der menschlichen Gesellschaft wird und wenn sie die Kräfte, die in der Gesellschaft wirken, auf ihr Wesen und ihr Maß untersucht. So wird die Jurisprudenz zur Rechtswissenschaft, zur Lehre vom Recht als gesellschaftlicher Erscheinung; als solche ist sie ein Zweig der Soziologie. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, möge mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß es sich hier nur um die Soziologie in dem Sinn handelt, wie sie von Auguste Comte verstanden worden ist und wie sie sich im Lauf des neunzehnten Jahrhundertis allmählich zu einer besonderen Wissenschaft ausgebildet hatte. Sie ist eine Naturlehre von den Gruppenbildungen, zunächst im Sinn Comtes wohl nur der Menschen, obwohl diese Beschränkung weder geboten noch wünschenswerth ist. Ihr Zweck ist ausschließlich, die gesellschaftlichen Einrichtungen zu erforschen und darzustellen; die gesellschaftlichen Strömungen und Strebungen kommen für sie nur als Gegenstand in Betracht; sie hat nicht die Aufgabe, ihnen zu dienen, sie irgendwie zu fördern; je n'impossible rien, je ne propose rien: j'expose. Sie ist von der Sozialpolitik eben so streng zu trennen wie von jeder anderen Politik und von der politischen Oekonomie. Die theoretische Nationalökonomie allerdings, die die Gestaltung und Befugmächtigkeit der wirtschaftlichen Erscheinungen erforscht und darstellt, gehört zur Soziologie.

Die Entwicklung der Jurisprudenz zur Rechtswissenschaft, aus einer praktischen Disziplin zu einem Zweige der Soziologie entspricht durchaus dem Gang auf anderen Gebieten. Alle theoretischen Wissenschaften wurzeln in praktischen Disziplinen. Wir hätten vielleicht keine Astronomie ohne Kalenderkunde und Astrologie, keine Geometrie ohne Erdmessung, keine Chemie, wenn man nie versucht hätte, aus unedlen Metallen Gold zu erzeugen; fast die ganze Biologie ist aus der Heilkunst vergangener Jahrhunderte herausgewachsen. Wohl allgemein wird anerkannt, daß wir den großen Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahrhunderten dieser Verschiebung der Ziele der wissenschaftlichen Arbeit verdanken. Und dieser Aufschwung besteht nicht nur darin, daß unser Wissen in ungeahntem Maße bereichert wurde: auch unser Können ist in erster Linie dadurch gehoben worden; hätte die wissenschaftliche Arbeit immer nur praktische Ziele verfolgt, so hätte sie auch in praktischer Richtung unmöglich Das zu leisten vermocht, was thatsächlich geleistet worden ist. Die Forscher, nicht die Praktiker, haben für die moderne Medizin, für die moderne Technik die Grundlagen gelegt. So darf vielleicht der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß auch die Juristen eine Umwandlung der juristischen Fakultäten in gesellschaftswissenschaftliche nicht zu bedauern haben werden. Sie vollzieht sich vor unserm Auge ja sacht, wie alles Große auf geistigem Gebiet. In Deutschland hat schon vor hundert Jahren die historische Schule das erste Wort gesprochen; ihre Bedeutung liegt hier nicht in ihrer grundsätzlich verfehlten Dogmatik und Befugungspolitik. Eine fast unübersehbare Menge von Anregungen ging von Hering

und von einzelnen Germanisten aus. In den letzten Jahren mehren sich die Anzeichen einer neuen Zeit; bewußt und klar wird freilich noch nicht vorgegangen. Viel klarer ist eine Bewegung, die vor einigen Jahren in Frankreich begonnen hat. Als Führer kann Saleilles in Paris gelten, einer der feinsten Geister der an seinen Weisern wahrlich nicht armen französischen Rechtswissenschaft. Genu hat in seinem Werke: *Méthode d'interprétation et sources en droit privé positif* (Paris 1889), ein fast unübersehbares Material gesammelt. Vor Allem ist aber Lambert in Lyon zu erwähnen. Er trägt seine Lehre in einem umfangreichen Werk vor (*La fonction du droit civil comparé*), von dem bisher der erste, einleitende Band erschienen ist. In Deutschland nimmt Ernst Stampe einen ähnlichen Standpunkt ein. Sehr nah steht den Franzosen auch Sternbergs Allgemeine Rechtslehre (Leipzig 1904). Auf meine eigenen Bestrebungen, die ihrem Wesen nach zeitlich vor denen der Franzosen liegen und von ihnen unabhängig waren,

will ich hier nur hinweisen: ihr Programm habe ich in „Freie Rechtsfindung“ und in einem Vortrag entwickelt, den ich in der wiener Juristischen Gesellschaft hielt und der unter dem Titel „Freie Rechtswissenschaft“ (Leipzig 1903) erschien.

Zu dieser soziologischen Rechtswissenschaft verhält sich die praktische Jurisprudenz so wie etwa die Medizin zur Biologie, die Baukunst zur Mathematik und Physik. Damit ist wohl auch gesagt, daß sie nie darin aufgehen wird; wir werden immer eine Unterweisung brauchen, die vom Wissen zum Können eine Brücke schlägt. Auf einen sehr wichtigen Umstand ist bereits hingewiesen worden: keine praktische Disziplin entnimmt die Anregungen ausschließlich einer einzigen Wissenschaft; welche Fülle von Kenntnissen muß etwa der Gartenkünstler außer den botanischen noch besitzen! Die Jurisprudenz arbeitete bisher allerdings mit einem unjünglich armseligen Material: einige Kenntnis des geltenden Rechtes, nicht selten nur des Geleges, verbunden mit der Kunst, in den hergebrachten Handbüchern nachzuschlagen, dazu ein Bißchen Logik und der berüchtigte „gesunde Menschenverstand“ genügte, um einen „guten Praktiker“ zu schaffen. Daß sie dem „guten Praktiker“ nicht genügte, um selbst verhältnismäßig einfachen Aufgaben gerecht zu werden, hat man allmählich erkannt: dieser Erkenntnis verdankt der Beweis durch Sachverständige sein Dasein. Er soll dem Juristen aus den verschiedensten Gebieten die Kenntnisse vermitteln, deren er zur Ausübung seines Berufes bedarf und die er doch sich anzueignen nicht für seines Amtes hält; er ist ein kümmerlicher Nothbehelf. Hier und da führte er zu einer neuen juristischen Disziplin: der wichtigste Fall ist der der Gerichtlichen Medizin, die eigentlich eine medizinische Jurisprudenz ist. Wie wenig der juristische Mediziner den medizinischen Juristen zu erfassen vermag, davon kann man sich allerdings jeden Tag überzeugen.

Auch nach dieser Richtung bereitet sich ein Umschwung vor. Die kunstgerechte Verwertung der Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit für juristische Aufgaben findet mit jedem Tage mehr Verständnis.

So ist die Richtung, die die Jurisprudenz als rein praktische Disziplin einschlagen muß, vorgezeichnet: indem sie ihren gesellschaftswissenschaftlichen Inhalt an die Soziologie abgibt, erobert sie sich neu ihr ureigenstes Gebiet.

Ezernowitj.

Professor Dr. Eugen Ehrlich.



Anzeigen.

Johannes Schlaf. Ein nothgedrungenes Kapitel. Zweite, vermehrte Auflage. R. Piper & Co., München.

Der Nachtrag zu dieser zweiten Auflage wurde durch Herrn Samuel Lublinskis Schrift „Holz und Schlaf, ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte“ veranlaßt. Ich hätte von dieser erneuten Anrempelung des von mir bereits zur Genüge Gewürdigten nicht Notiz genommen, wenn der Unermüdlche, außer seinem längst Erledigten, nicht mit zwei „Neuheiten“ gekommen wäre: meine Komödie „Sozialaristokraten“ haumte in ihrem Besten und Eigentlichsten von Paul Ernst, und was ich über Schlags Gesundheitszustand geschrieben — mit dem ich Schlags Angriffe auf mich nicht bloß erklärt, sondern zugleich entschuldigt habe —, sei von mir böswillig aus der Luft gegriffen. Diese zweite Behauptung wurde von Herrn Lublinski sogar zu „beweisen“ versucht. Und zwar durch den Abdruck eines vom Professor Siemerling aus Kiel im Mai 1905 an Schlaf gerichteten Briefes, in dem es heißt: „Nach den mir heute vorliegenden Notizen ist die damalige Erkrankung als eine ganz akute Störung aufgefaßt worden mit dem Charakter heftiger Nervenüberreizung. Sie sind damals aus dem Krankenhause als gebessert bereits entlassen worden und ich entsinne mich ganz genau, daß ich völlige Genesung annahm. Von unheilbarem Verfolgungs- und Größenwahn ist nie die Rede gewesen.“ Die Herrn Professor Siemerling „von dritter Seite unterstellten Äußerungen“, Seite 9 meiner Darstellung, lauteten: „Schlaf leidet an fixen Ideen — Größen- und Verfolgungswahn — und ist unheilbar. Er kann bei dieser Krankheit achtzig Jahre alt werden, immer aber wieder werden sich Krisen einstellen, innerhalb derer er nicht zurechnungsfähig ist. In den Zwischenzeiten wird der Kranke auf den Laien den Eindruck eines normal Gesunden machen.“ Herr Professor Siemerling hatte diese „Äußerungen“ zum Glück nicht nur zu mir allein gemacht, sondern in Gegenwart eines Schlaf und mir damals gemeinsamen Freundes, Hans Heitmann, der jetzt Redakteur in Königsberg ist. Dieser, von mir gebeten, sich auf meinen Passus zu erklären, schrieb mir: „Was Du sagst, stimmt, so weit ich mich erinnere, bis aufs Wort und unbedingt dem Inhalt nach. Das kann ich Dir bezeugen. Köppen wird es auch können. Einer von Beiden, ich weiß nicht, ob er oder Siemerling, meinte noch, daß die Krankheit der Produktion von Schlaf nicht schädlich, eher förderlich sein würde. Im Uebrigen waren sie ganz der selben Meinung über den Fall.“ Herr Professor Max Köppen, der Schlaf — ebenfalls noch in der Charitee — nach Herrn Professor Siemerling behandelte, von mir angefragt, ob er diese Bestätigung „bestätigen“ könne, schrieb: „Ich kann Ihnen Das, was auf Seite 9 ihre Brochure unterstrichen ist, vollständig bestätigen und glaube auch, damals gesagt zu haben, daß die Produktionskraft Schlags unter seiner Krankheit nicht leiden würde. Ich bedauere Sie, daß Sie unter den so täuschenden Raisonnements eines nur scheinbar Geheilten leiden müssen. Und Fachleuten sind die Schwierigkeiten, bei solchen Kranken Wahres und Falsches zu entwirren, sehr wohl, ja, zu sehr bekannt.“ Also: Herr Professor Siemerling hat die Äußerungen, die er heute in Abrede stellt, nicht nur gethan, sondern sein Brief enthält auch noch einen höchst bedenklichen anderen Erinnerungsfehler: „Sie sind damals aus dem Krankenhause als gebessert bereits entlassen worden und ich entsinne mich ganz genau, daß ich völlige Genesung an-

nahm.“ Als Schlaf aus der Charitee „entlassen“ wurde, war Herr Professor Siemering nicht mehr ihr dirigirender Arzt. Berlin hatte ihm längst „den Rücken gedreht“. Die Prätendentenschaft Ernsts widerlegte ich durch den Abdruck alter, ich weiß nicht, ob zu meiner Freude oder zu meinem Bedauern höchst intimer Privatepisteln.

Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Neue Ausgabe. Mit Umschlag von R. Winkel. München, H. Piper & Co. Preis 1 Mark.

Mein Buch ist das Buch eines Einundzwanzigjährigen. Manches in ihm war schon vorher entstanden, Einzelnes tropfte erst hinterdrein; trotzdem glaube ich, in dieser Neuauflage als Entstehungszeit das Jahr 1884 angeben zu dürfen. Abgesehen von einigen allzu frühen Stücken, die ich am Besten wohl schon vor zwanzig Jahren nicht veröffentlicht hätte und die ich endgiltig ausschied, habe ich mich damit begnügt, die jetzt 188 Gedichte des Bandes in eine, wie ich glaube, wirksamere Aufeinanderfolge zu bringen. An den Texten selbst habe ich nachträglich nichts geändert. Auch habe ich absichtlich eine Anzahl Stücke stehen lassen, von denen mehrere ganz zweifellos nicht mehr „aktuell“ sind. Ihr Fehlen aber hätte den für mein Gefühl wesentlichsten Reiz dieses Buches herabgemindert, der mir darin zu bestehen scheint, daß es typisch die Spiegelung eines jungen sogenannten Stürmers und Drängers von damals giebt und nicht das Portrait eines der vielen jugendlichen Geiste von heute. Dies für die nur künstlerisch Empfindenden. Die Naiven, so meint der Verlag, werden mit dieser Ausgabe erst jetzt auf ihre Kosten kommen. Die zahlreichen, zum Theil geradezu überschwänglichen Zustimmungen, die mir die ganzen Jahre namentlich von jungen Leuten zungen, die das Leben noch nicht verbogen hat, lassen diese Hoffnung vielleicht nicht phantastisch erscheinen.

Wilmersdorf.

Kuno Holz.

Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. E. Hofmann & Co., Berlin.

Ein Buch, das den inneren Quellen von Scheffels Dichtungen nachgeht und sie in des Dichters Liebe zu Emma Heim findet. Die Forschungen sind neu und stützen sich auf einen umfangreichen Briefwechsel Scheffels mit Emma Heim und auf die persönlichen Erinnerungen Emmas, die heute siebenzigjährig in Berlin wohnt. Die Beziehungen bestanden Scheffels ganzes Leben hindurch, vom Jahr 1851 bis 1886. Besonders der „Trompeter von Säckingen“ und der „Ekkehard“ sind von ihnen beeinflusst. Aber auch die besten Lieder der „Frau Adventiure“ („Irregegang“, „Von Liebe und Leben scheidend“) sind durch diese Liebe schöpferisch bewegt worden. Rein menschlich war diese Liebe Scheffels höchstes Lebensglied. Sie offenbart am Hellsten den Kern seiner schönen, durch und durch ernsten und echten Persönlichkeit. Die Briefe an Emma, die hier zum ersten Mal mitgetheilt werden, gehören zu dem Freischsten und Gemüthvollsten, das er geschrieben hat. Nie sentimental, nie mit Empfindungen prunkend, zeigen sie uns Scheffels gesunde Natur in warmem Licht. Das Buch will in erster Linie den Dichter Scheffel eng neben dem Menschen Scheffel einhergehen lassen und will dann die Geschichte einer Dichtertliebe erzählen, die in ihrer Harmonie und ihrem großen und reinen Gefühl der Gegenwart zu erspriesslicher Betrachtung dienen möge. Zahlreiche Bilder, Handzeichnungen Scheffels und Briefskizzen sind in das Buch aufgenommen worden.

Großlichterfelde.

Ernst Boerschel.

Gedichte von Leo Grünstein. Akademischer Verlag, Leipzig und Wien, 1906.

Blos „Gedichte“. Kein reklameächtiger Titel. Und das Bändchen kam knapp vor Weihnachten heraus: zu spät, um hoffen zu dürfen, noch für den Weihnachtsmarkt „angezeigt“ zu werden. Das ist bezeichnend. Ein nach „Erfolg“ lästerner Dichter (und solche soll es heutzutage geben) hätte seinen Verleger zu größerer Eile gedrängt. Zu diesen Dichtern gehört Leo Grünstein nicht. Ein junger Gelehrter, der einsam schafft, weil es ihn dazu drängt. Der sagt, was er jagen muß, und dabei nicht fragt: Wird es Erfolg haben? Eine feine, wehe Seele. Feine Seelen sind immer auch weh und wund. Eine Seele, die das Leid kennt und das Entbehren und die der Schönheit nachjagt und dem Glück. Ein heißes junges Menschenkind, das aus dem Vollen schöpfen will und sich scheu und verlegt zurückzieht, wenn ihm statt der ersehnten Fülle armjähliges Stückwerk und mattherzige Halbheit geboten wird; das eben so grenzenlos elend sein kann wie grenzenlos glücklich, wenn das Glück ja doch einmal kommt, und wäre es auch nur ein Augenblicksglück . . .

Stimmungsbilder, diese Gedichte. Sehr hübsch tritt in einzelnen des jungen Poeten liebevolles Verständnis für Musik und Malerei zu Tage. Wer ihn näher kennt, weiß, daß er namentlich auf dem Gebiete der Malerei zu Hause ist und schon Manches über ihn interessirende Maler veröffentlicht hat. In Wien weiß man sein Können zu schätzen. Bilder, die einen besonders starken Eindruck auf ihn gemacht haben, tauchen denn auch in seinen Gedichten auf und es glückt ihm, dem Leser diesen Eindruck zu vermitteln. Mir aber sind unter seinen Gedichten doch die am Liebsten, die mir seine wechselnden Stimmungen wiedergeben. Ein solches (das mir liebste) will ich hier folgen lassen. Es hat schon viele Freunde gefunden und wird noch viele Freunde finden:

„Im Dunkel einer Gasse.

Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse,
Kam wie ein Traum und hüllte sich
Zu Deine Formen stolz und licht
Und sprach, wie Deine Seele spricht,
Wenn sich die Schatten jenen
Und Wünsche wirr und wunderbarlich
Die müden Sinne lenken . . .

Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse:
Da wars, als ob ich plötzlich Dich
Mit meinen Armen fasse.
Und was an ungebrauchter Lust
Zu mir gelegen unbewußt:
Das brach hervor und schäumte auf
Und trieb in ungehemmtem Lauf
Zu Liebe Dir entgegen.
Heut' kam die Sehnsucht über mich
Im Dunkel einer Gasse . . .“

Wien.

Emil Harriot.



Oesterreichische Kreditanstalt.

Sollkrieg gegen Serbien und fünfzigster Geburtstag der Kreditanstalt: der Jubel fallt rüdt dem Oesterreicher die beiden Thatfachen zur selben Stunde vord Auge. Der Sollkrieg ist kein Ereigniß von allzu großer Bedeutung, zeigt aber, welche Schwierigkeiten die Umgestaltung der Zollpolitischen Verhältnisse dem Reich der Habsburg-Lothringer macht. Wenn nicht selbst die „interessantesten“ Völkerschaften Südeuropas einen Theil des alten Respektes vor der Doppelmonarchie verloren hätten, wäre Peter Karageorgewitsch beim Abschluß des Vertrages mit Bulgarien nicht so brüst vorgegangen. Auch das Jubiläum der Oesterreichischen Kreditanstalt konnte an manche Enttäuschung, manchen diesseits und jenseits der Leitha mißglückten Versuch mahnen und ich zweifle, ob die zur Feier des Tages vereinten Mitglieder der Verwaltung nur frohe Gefühle im Busen hegten. Der Gedanke, was im Lauf dieser fünfzig Jahre aus den Banken des Nachbarreiches geworden ist, konnte immerhin einigen Reiz erregen. Doch auch zur Freude war Grund; denn die erste Kreditbank der Monarchie hat, in engem Rahmen, recht Gutes geleistet. Sie hat heute den Ruf eines soliden, klug organisirten und geleiteten Institutes, das jeder deutschen Bank als Gefährtin willkommen ist. Daß man sie oft noch zu den angesehensten und einflussreichsten Banken Europas zählt, verdankt sie wohl in erster Linie dem Umstande, daß ihr Name eng mit dem des Hauses Rothschild verknüpft ist und daß ihre Aktie Jahrzehnte lang das führende Börsenpapier war. Der Monarchie hat sie Dienste geleistet durch die Finanzierung und Unterstützung vieler Eisenbahnunternehmen (Kaiserin Elisabeth-Westbahn, Karl-Ludwigbahn, Aussig-Teplitzer, Südbahn, Pardubitz-Reichenberger und anderer), durch Förderung des Exportes in den Balkan und die Levante, durch Betheiligung an Schiffahrtunternehmen und durch den Kredit, den sie der Industrie gewährte. Daß die österreicherische Wirthschaft auf dem Weltmarkt nicht eine größere Rolle spielt, ist nicht aufs Schuldkonto der Banken zu schreiben. Auch die stärkste Bank vermag nicht jede Ursache der Rückständigkeit zu beseitigen. Gerade in den Jubiläumstagen las man in österreicherischen Blättern eine Klage, die deutlich zeigt, wie oft draußen die heute unentbehrliche Initiative fehlt. Von Galata nach Stambul soll eine Brücke gebaut werden. Die türkische Regierung hat einer berliner Firma den Bauauftrag erteilt. Das Kapital wird von der neuen Deutschen Orientbank, von der ich neulich hier sprach, vorgestreckt. Dieser Geschäftsabschluss hat in Wien verstimmt, weil man dort ältere Rechte auf solche Transaktionen zu haben glaubt, überhaupt den Balkan als Oesterreichs Domäne betrachtet. Der Regierung wirft man vor, sie habe nie für ausreichende Vertretung österreicherischer Interessen im Orient gesorgt; den Kapitalisten wird Schwermüdigkeit, den Industriellen Trägheit und Ungehidlichkeit vorgeworfen und dem Oesterreicherischen Lloyd gesagt, er habe, trotz der ihm vom Staat gewährten Subvention, nichts gethan, um den Verkehr der Monarchie mit dem Orient zu heben. Deutschland habe auf orientalischem Boden den richtigen Platz zu finden gewußt und Alles bekommen, was nicht, um die über das Armeniergememel Empörten zu beschwichtigen, nach England, Rußland, Frankreich, Italien und Amerika ging. Nur Oesterreich habe nicht verstanden, sich Befestellungen zu sichern. So klagen ruhige Kaufleute; auf dem Wirthschaftsgebiet kann also Oesterreichs Glück nicht allzu groß sein.

Auch die Kreditanstalt ist eigentlich keine österreicherische Schöpfung. Sie, bankt

ihr Leben den Brüdern Pereire, die 1852 in Paris den *Crédit Mobilier*, die erste Mobilienkreditbank, gründeten. Das war eine wichtige Etape in der Geschichte des Bankwesens; und Finaf Pereire, der die Ausdehnung des Bankkredits erkannte und das neue System ermöglichte, darf wohl genial genannt werden. Auch in Oesterreich wurde nun bald ein *Crédit Mobilier* geschaffen. Der Finanzminister Freiherr von Beud gab dem Hause Rothschild und einer Feudalherrnengruppe, in der die historischen Namen Schwarzenberg, Auersperg, Fürstenberg, Hotel vertreten waren, die Konzession zur Gründung eines Institutes, das den Namen Oesterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe erhielt. Damals gab es in Oesterreich nur die Oesterreichisch-Ungarische Bank und die Niederösterreichische Escomptogesellschaft; zwei Banken mit kleinem Kapital. Das neue Institut hatte vom ersten Lebenstag an ein Aktienkapital von 100 Millionen Gulden. Um zu ermessen, was diese Summe vor fünfzig Jahren in einem wirtschaftlich und politisch rückständigen Land ohne moderne Verkehrsmittel und lohnende Handelsbeziehungen bedeutete, muß man sich der Thatsache erinnern, daß die Diskontogesellschaft, die nur wenig älter ist als die Kreditanstalt, mit 30 Millionen Mark, die auch aus Pereires Idee entstandene Bank für Handel und Industrie in Darmstadt 1853 mit 25 Millionen Gulden anfang. Von den in Aussicht genommenen 100 Millionen Gulden wurden zunächst denn auch nur 60 emittirt. Schon diese Leistung war aber so stark, daß das Bankgebäude in der Nacht vor dem Tage der Subskription von einer Menschenmenge belagert war, die gierig die Kreditaktien verlangte. Die Enttäuschung blieb nicht aus. Das viel zu große Kapital fand keine ausreichende Verzinsung; die Dividenden gingen im Durchschnitt nicht über 7 bis 8 Prozent hinaus (*Métalliques*, das wichtigste österreichische Rentenpapier dieser Zeit, brachten nicht weniger Zinsen) und schon diese Rente mußte durch riskante Geschäfte erlauft werden. Effektentransaktionen standen an erster Stelle; mehr als zwei Drittel des Kapitals waren in Effekten angelegt, zum Theil leider in solchen, die, wie die Aktien der Theißbahn, Jahre lang untertäuflich im Portefeuille blieben. Die Filiale in Alexandria brachte große Verluste und Defraudationen, bis zu einer Million, waren mehr als einmal zu verzeichnen. Das hat aufgehört, seit die Kontrolleinrichtungen verbessert worden sind.

Daß die Kreditanstalt die schweren Krisen der Jahre 1858 und 1873 glücklich überstand und sogar noch andere Institute, die dem Zusammenbruch nah waren (Bodenkreditanstalt und Bauverein), über Wasser halten konnte, verdankte sie zum wesentlichen Theil wohl ihren Beziehungen zum Hause Rothschild und später ihrer Zugehörigkeit zu der vom Baron Albert geschaffenen Rothschildgruppe; auch waren in ihrem Verwaltungsrath die damals allmächtigen Bankierfirmen Königswarter, Todesko, Biedermann, Wertheimstein, Haber vertreten, die neben (richtiger: über) den ersten Direktoren Richter, Schiff und Hornbostel die Geschäfte leiteten. Ob dabei immer nur für die Aktionäre der Kreditanstalt gearbeitet wurde? Man rühmt dem Oesterreicher oft eine besondere Finanzbegabung nach, nennt ihn den geborenen Bankier und sagt, wer Leute ersten Ranges haben wolle, müsse sie von drüben holen. Baron Königswarter hat damals jedenfalls bewiesen, was diese Genieart vermag. Aus den Verwaltungsrathssitzungen der Kreditanstalt, die hinter verschlossenen Thüren stattfanden (auch die Mitglieder der Verwaltung hatten sich verpflichtet, das Haus bis zum Schluß nicht zu verlassen), flatterten die Ordres des Finanzbarons durch das Klotzfenster auf den Hof, wurden dort von den hingestellten Agenten auf-

gefangen und an der Börse so sink ausgeführt, daß der Herr Verwaltungsrath seinen Gewinn schon in der Tasche hatte, wenn die misera plebs noch bänglich auf das Resultat der Abschlußsitungen wartete. Daß einzelne Mitglieder des Verwaltungsrathes ihre Kenntniß der Geschäftsgeheimnisse auf diese Weise ausnützten, hat dem Ruf der Kreditanstalt noch geschadet, als der Mißbrauch schon aufgehört hatte.

Während die meisten deutschen Institute, je mehr die Entwicklung des Bankwesens fortschritt, ihr Kapital erhöhten, sah sich die Kreditanstalt zweimal zu Reduktionen genöthigt. Ihr Kapital beträgt jetzt 100 Millionen Kronen, ist also kleiner als das vom Jahr 1856. Die 120 Millionen Kronen wurden zunächst auf 100, dann auf 80 verringert; erst 1899 kam man wieder auf 100 Millionen. Jetzt will man das Kapital abermals um 20 Millionen erhöhen. Die Kreditanstalt ist nach fünfzigjähriger Thätigkeit dann glücklich wieder da angelangt, wo sie begonnen hat. Wir wollen uns nicht mit den Ziffern unserer deutschen Institute brüsten; immerhin lehrt der Vergleich unsere Nachbarn die Verschiedenheit deutscher und österreichischer Wirtschaftsentwicklung schmerzhaft deutlich erkennen. Die Dividenden der Kreditanstalt (Jahre lang 10 und 11, in der letzten Zeit regelmäßig 8½ Prozent) waren ja hoch genug; Manche fanden sogar: zu hoch. Als Mitglied der Rothschildgruppe ist die Bank in der ersten Reihe an der Dedung des Reichsanleihebedarfs theilhaftig; dabei fallen oft große Gewinne ab. Die ungarische Rentenkonversion brachte der Rothschildgruppe 14, der Kreditanstalt über 2 Millionen Kronen. Die Kreditanstalt gehörte übrigens auch zu den Firmen, die (in Oesterreich noch überlebende Preußenfeinde hören nicht gern davon reden) die Emission der deutschen Bundesanleihe, der französischen Kriegsschädigungsanleihe und der pariser Stadtanleihe besorgten.

Daß die Kreditanstalt ihre Transaktionen heute mehr auf das Gebiet der Industrie verlegt, während sie früher ihr Kapital zum größten Theil den Eisenbahnen zuwandte, ist die natürliche Folge der Entwicklung, die das Eisenbahnen bis zur jetzt beginnenden Verstaatlichung der wichtigsten Gesellschaften genommen hat. Die bekanntesten Industriegehalte der Kreditanstalt galten den (anfangs nicht sehr lukrativen) Skodawerken in Pilsen, einer der größten Maschinen- und Geschützfabriken Oesterreichs. Auf das erste Engagement von rund 6 Millionen Kronen mußte die Bank etwa 2 Millionen abschreiben. Auch die österreichischen Fezfabriken, die Hirtensberger Patronenfabrik, die erste österreichische Pinoleumfabrik, die Holzverkohlungs-Gesellschaft Konstanz, die Maschinenfabrik Tanner, Laetsch & Co. und die Zuckerraffinerien in Pestomiz und Becel stehen der Kreditanstalt nah. Sie ist ferner an der Galizischen Naphtha-Industriegesellschaft und der sumauer Mineralöl-Raffinerie theilhaftig. Die galizische Petroleumindustrie hat in den letzten Jahren durch ihr Bestreben, die Tyrannei der amerikanischen Standard Oil Company zu brechen, viel von sich reden gemacht. In Rumänien hat das deutsche Kapital diesen Zweck zu fördern gesucht; und in Galizien wäre ein Bündniß deutscher und österreichischer Banken möglich gewesen, wenn die Oesterreicher nicht, ohne es den Deutschen mitzutheilen, mit dem amerikanischen Petroleumtrust verhandelt hätten. Nur die Deutsche Bank hat, in Gemeinschaft mit dem Wiener Bankverein und einigen anderen Instituten, durch die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft in Berlin sich Beziehungen zu der galizischen Schodnica-Gesellschaft geschaffen. Die österreichische Petroleumindustrie hat vor einigen Jahren einen heftigen Preißturz erlebt und eine Krisiß durchgemacht, die auch die

Kreditanstalt zu beträchtlichen Abschreibungen zwang. Die Verhältnisse besserten sich dann, sehen jetzt aber wieder bedrohlich aus. In Galizien besteht eine Kohlenproduzenten-Vereinigung, die Aktiengesellschaft Petrolea, und ein im Oktober 1903 geschaffenes Kartell der Petroleumraffinerien. Dieses Syndikat hatte sich verpflichtet, das zur Verarbeitung nötige Rohöl von der Petrolea zu beziehen und einen bestimmten Petroleumpreis festzuhalten. Nun giebt es aber Raffinerien, die dem Kartell nicht angehören, diese Verpflichtung also auch nicht übernommen haben und ihr Material von anderer Seite beziehen. Die Petrolea kann deshalb ihre Produktion im Inland nicht voll absetzen und muß noch mit besändigen Preisrückgängen rechnen. Im Jahr 1903/04 betrug der Durchschnittspreis für Rohöl noch 3,60 Kronen brutto, ein Jahr später nur noch 3,24 und jetzt kaum 2,60 Kronen. Die Ueberproduktion hat außerdem bewirkt, daß die Petrolea wahrscheinlich mit einem Vorrath von 6 Millionen Metercentnern die neue Campagne beginnen wird. Unter diesen Umständen kann weder der Verband der galizischen Rohölproduzenten noch das Kartell der Raffinerien fortbestehen; gelingt die Sanirung nicht, so droht der Petroleumindustrie und den ihr verbündeten Banken neue Gefahr. Daß der Petroleumverbrauch im Inlande durch eine hohe Verbrauchssteuer, die den Preis beträchtlich steigert, künstlich eingeschränkt wird, mag den Gasanstalten und Elektrizitätsfirmen Freude machen, da Gas und elektrisches Licht steuerfrei sind; aber von besonderem Verständniß für das der Industrie Nothwendige zeugt diese Steuer nicht. Eine Regierung muß rechtzeitig erkennen, was das Gedeihen der Volkswirtschaft fordert. Diese Erkenntniß hat in der Behandlung der Petroleumfrage gefehlt. Nicht auch in dem Konflikt mit Serbien? Das Land Peters ist freilich mit 80 Prozent seiner Ausfuhr auf Oesterreich angewiesen; aber Oesterreich hat auch Grund genug, die Wirtschaftsentwicklung der Balkanstaaten zu fördern, von denen es Ertrag für manches verlorene und versäumte Geschäft erhofft. Auch wenn der Friede bald geschlossen wird, bleibt die Thatjache immer noch merkwürdig, daß Serbien den mähjam vorbereiteten Versuch, in Oesterreich Geld zu pumpen, freiwillig aufgegeben und den offenen Bruch mit dem Habsburgerreich gemagt hat.

Labon.



Notizbuch.

Nom Balkan kommen seit ein paar Wochen merkwürdige Meldungen. Seit der persönlichen Verkehr zwischen der Duzendintelligenz Peters Skarageorgewitsch und dem klugen Fürsten Ferdinand begonnen hatte, war selbst von fern zu spüren, daß die serbisch-bulgarischen Beziehungen intimer wurden. Nur der edle Pole Goloschowski (der würdig wäre, im Deutschen Reich internationale Politik zu machen, einstweilen aber die Interessen der Felix Austria betreut) merkte nichts davon; und ward von dem Abschluß des bulgavo-serbischen Zollbündnisses dann so jäh überrascht, daß er in Wuth gerieth, den Großmächtigen spielen wollte und dem Serbenjahweim die Grenze der von Franz Joseph und Albert Apponyi regierten Länder sperrte. Auch in die Wilhelmstraße muß seitdem ärgerliches Kunde von Balkanplänen gedrungen sein; denn in der Bosnischen Zeitung wurden allerlei dunkle Mären ausgeplandert. Fürst Nikita von Montenegro habe dem Serbenkönig eine antitürkische Militärkonvention angeboten und als Preis acht Schnellfeuerbatterien verlangt. Daraus sei, weil Peter die Stupskantina fürchtete und den Dis-

positionsfonds nicht angreifen wollte, nichts geworden. Montenegro habe die nöthigen Kanonen aber, nebst der Munition, aus Italien bekommen und sich den Serben nicht nur gegen türkische, sondern auch gegen österreichische Ansprüche verbündet. Möglich, Italien muß seine Balkanfreunde stärken, weil es Oesterreichs Konkurrenz in Albanien fürchtet; und diesen Freunden darf man nicht verdenken, daß sie die Gunft der Stunde zu nützen versuchen. Die Tage Karls von Rumänien sind gezählt. Ungarn will sich, zunächst als Wirtschaftsgelbied, von Oesterreich trennen. Rußland ist gelähmt und zwischen Rom und Wien der Interessengegensatz so fühlbar geworden, daß man im Herbst schon mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen begann (und Deutschlands Botschafter am Vothringerhof feierlich verkündete, der Dreibund sei fester als je). Im Frühling wird auch in Makedonien wieder losgehen. Bisher hielten Rußland und Oesterreich einander in Schach; jetzt scheint eine Koalition gegen Oesterreich erwünscht. Seit sich herausgestellt hat, daß es mit der Eroberung Ostasiens nicht so schnell gehen wird, wie mancher Potentat träumte, ist der Südosten der alten Europa wieder einmal recht interessant geworden.

Eine nette Ueberraschung hat der gelbe Freund den Briten bereitet. Im japanischen Reichstag wurde der Kriegsminister gefragt, ob die Regierung des Mikado nicht die Reorganisation des englischen Heeres anregen wolle. Ja, lautete die Antwort; man werde sich im Sinn des Bündnißvertrages über die Nothwendigkeit der Heeresreform verständigen. Schüchtern sind die Japaner nicht; jamosé Kerle. In England hatte man sich die Sache anders gedacht. Hatte halb mit Erbarmen von den kleinen gelben Freunden gesprochen, die selig sein müßten, der Ehre solchen Bündnißes gewürdigt zu werden. Und nun sagt der little friend: Wenn Ihr Eure Schlagfertigkeit nicht erhöht, ist Eure Freundschaft uns ziemlich werthlos. Jedes Kind weiß in England, daß die Armee verbessert werden muß. Lord Roberts hats oft und laut genug gesagt. Nur von Anderen mochte man es nicht gern hören. Doch die Japaner fragen nicht ängstlich nach londoner Wünschen, sondern melden einfach ihre Forderungen an. Ein black day für den Veinstolz. Gewiß aber nicht die letzte Ueberraschung, die der Sozjus aus Osten ihm bereiten wird.

Aus Berlin ist Neues von Belang nicht zu melden. Graf Posadowsky hat eine nützliche, Fürst Bülow eine schädliche Rede gehalten. Der Graf sprach, ernsthaft und geschickt wie immer, über die sozialpolitischen Pläne der Verbündeten Regierungen. Der Fürst beantwortete eine ungewöhnlich thörichte Interpellation der Herrenhausgranden, denen die Zeit zu einem neuen Sozialistengehej gekommen scheint Nur ihnen. Jeder nächsterne und sachkundige Beobachter muß finden, daß die Sozialdemokratie keine Gelegenheit zu Blamagen verjäumt und daß ihr mit dem Beschluß eines Ausnahmegehejes der größte aller heute denkbaren Dienste erwiesen würde. Statt Das auszusprechen, sagte der Ministerpräsident, noch dünke das gemeine Recht ihn ausreichend, doch werde er nicht zu erwägen vergessen, wann neue Waffen nöthig werden könnten. Die Herren waren zufrieden. Sicher auch die Genossen. Die nun wieder sagen können: „Der Gedanke an ein Ausnahmegehej ist nicht aufgegeben. Seht Ihr, wie gefährlich wir sind und welche Reaction uns bedroht?“ Damit, mit der Wahlrechtsreform und der Erinnerung an den Kanonensontag löst sich schon eine Weile agitiren. Posadowskys weiser Rath, die Nothen nicht mit hohen Worten zu bekämpfen, hat auf den „leitenden Staatsmann“ offenbar keinen Eindruck gemacht. Amusant ist, daß die ungemein konsequente Regierung just in der selben Zeit die Sozialdemokratie mit einem Millionengehenk beglückt. Der Reichstag bekommt Diäten. Weil sonst für die Steuervorlagen nichts zu hoffen bliebe. Keiner hat

wohl Lust, von diesem tausendmal beschmüffelten und besetzten Brei heute noch zu kosten. Die Art, wie die Diätanzahlung erreicht wurde, ist nicht minder würdig als die Haltung der Regierenden, die sie gestern entschieden ablehnten und sie heute gewähren. Und ganz abgesehen natürlich das Verede, ohne Diäten seien für die bourgeoisen Parteien nicht die richtigen Vertreter zu finden. Duzende tüchtiger Männer ersehen ein Mandat, werden von den fraktionellen Klängen aber nicht zugelassen. Wir bekommen nun also eine Reichstagsbureaucratie. Eine Ehre ist's nicht mehr, M. d. R. zu sein; aber ein sehr gut bezahltes Geschäft. Das Ansehen der Reichsvertretung sinkt noch tiefer und die Verbündeten Regierungen haben wieder einmal ihre Konsequenz und Stärke bewiesen. Der Sozialdemokratie, heißt es, kann's gleichgültig sein. Die würde auch hundert Abgeordnete mühelos ernähren. Stimmt. Gleichgültig wird der Entschluß des Bundesrathes ihr trotzdem nicht sein. Denn er sichert ihr für jedes Jahr aus Reichsmitteln ungefähr eine Viertelmillion, die sie für agitatorische Arbeit verwenden kann; sichert ihr die Zinsen eines Kapitals von sechs Millionen Mark. Nur ein Ausnahmegesetz wäre ein noch werthvolleres Geschenk.

„Wir haben berechtigte Freude an unserem kaiserlichen Herrn, dem wir heute Glückwunsch und Huldbigung darbringen. Kaiser Wilhelm der Zweite ist es gewesen, der kurz nach seinem Regierungsantritt durch die Einleitung der preussischen Schulreform auch das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung in Fluß gebracht hat.“ (Professor Dr. Westfen in der kölnen Handelshochschule.) „Für uns Deutsche ist es ein beruhigendes Bewußtsein, daß wir einen Herrscher haben, der, auf der Warte der Zeit stehend, die Zeichen der Zeit versteht, der unsere Interessen mit Weisheit und Macht schirmt und dabei aufrichtig bemüht ist, so viel an ihm liegt, den Frieden zu bewahren, ihn zu schützen nach außen, ihn zu schirmen nach innen.“ (Cardinal Fischer im kölnen Gärzengisch.) „Stauend steht das Ausland vor der Kraft der deutschen Institutionen und der Kaltblütigkeit der preussischen Staatsführung und Reichsleitung.“ (Allgemeine Zeitung.) „Der Kaiser, der früher in seinem Reden und Wirken mehr in die Breite als in die Tiefe ging, sammelt sich immer mehr in dem Kern seines Wesens, sieht den Dingen auf den Grund und wird immer vorsichtiger, zurückhaltender und maßvoller in seinem ganzen Auftreten.“ (Dresdener Nachrichten.) „König Hakon von Norwegen dankt seine junge Königs Herrlichkeit nicht zuletzt Wilhelm dem Zweiten, dem glücklichen Werber für den monarchischen Staatsgedanken. Wir dürfen uns der Thatsache heute mit Genugthuung bewußt werden, daß unser Kaiser verstanden hat, in der ganzen Kulturwelt der monarchischen Idee neue Freundschaft zu erobern.“ (Magdeburgische Zeitung.) „Volle Anerkennung verdient die Unermüdblichkeit des Kaisers im Dienste des Vaterlandes, sein Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl.“ (Voss'sche Zeitung.) „Für Thoren können leugnen, daß er ein selten begabter Fürst ist, befeht von feuriger und tühner Willenskraft. Keine Stunde müßig ist er, fort und fort auf das Wohl der Gesamtheit bedacht. Nur was recht, was gut ist, darauf geht sein Sinn. Ingenieure und Architekten, die der Kaiser ins Privatgespräch zieht, flammten über die Vielseitigkeit seines Wissens. Durch die Gewalt geistreicher Worte, durch die Eigenart berebtesten Vortrages reiht er Tausende hin und begeistert sie. Ein besonderes Merkmal: seine durch und durch soldatische Natur. Greift hart gegen sich selbst. Ein Zieldherrntalent, eine Eroberernatur, die aber den Weltfrieden über Alles schätzt und liebt. Ein Philosoph, der prüft und wägt, der durch nichts Neußeres sich imponiren läßt, weil das Edelmetall des inneren Werthes, der wahren Höheit ihm über Alles geht. Wie oft hat sich gezeigt, daß unser Herrscher, weil auf hoher Warte stehend, Alles besser übersehend, zuletzt doch Recht behalten hat, wenn er zuerst auch ganz vereinsamt stand!“ (Stadtpparrer Schiller

in der Fränkischen Zeitung.) „Ein Mann von seltener Befähigung steht an der Spitze Deutschlands. Seien wir dankbar dafür!“ (Weber-Zeitung.) „Königliche Lobredner der alten Zeit haben die unausgesprochene, lebhafteste und unmittelbare Berührung des Kaisers mit der Oeffentlichkeit oft bedauert und für einen Rückschritt angesehen. Wir können ihnen nicht zustimmen. Zum Kaiser blicken wir in den jetzigen Zeiten innerer und äußerer Krisen mit dem besten Vertrauen auf, daß wir in diesem Zeichen, gegen wen es auch den Kampf gelten mag, siegen werden.“ (Berliner Neueste Nachrichten.) „Wilhelm dem Zweiten gilt das Wesen mehr als der Schein. Der Kaiser zeigt, wie man mit höchster Einfachheit feierlichsten Ernst verbindet; der geborene Monarch in innerer an den Säulen des Ueberkommenen rüttelnden Zeit.“ (Berliner Börsenzeitung.) „Mehr noch als im Vaterland, wo die Parteibrille leicht das Auge trübt, wird die große Persönlichkeit des Kaisers von den Deutschen in der Ferne erkannt und gewürdigt. Von ihm wird einß das Wort gelten: Er war ein Mann, nehm! Alles nur in Allem; Ihr werdet niemals Seinesgleichen sehen.“ (Generalkonsul Biermann in Peteröburg.) „Der englische Autor ist der Vielseitigkeit des Kaisers nicht annähernd gerecht geworden, da all die Anregungen fehlen, die der Kaiser der Religionsgeschichte, der Asyriologie, der Malerei, der Musik, der Wetterkunde, der Bildhauerkunst, der Erhaltung und Verbreitung des Volksliedes u. s. w. gewidmet hat.“ (Tägliche Rundschau.) „Mit Stolz und Genugthuung erfüllt uns die Erfahrung, daß unsere Bewunderung für Euer Majestät (Weisesgaben und Charaktergröße auf dem weiten Erdenrund allenthalben getheilt wird.“ (Adresse der Berliner Stadtverordneten.) „Der Kaiser hat persönlich dazu beigetragen, daß verschiedene Mißstände in der marokkanischen Frage, die zu einem schlechten Ende hätten führen können, doch aufgeklärt und beigelegt worden sind. Seit Karl dem Fünften hat kein Deutscher Kaiser afrikanisches Gebiet betreten. Es war unserem Kaiser vorbehalten, Dies wieder einzuführen, indem er die berühmte Landung in Tanger machte und dadurch mächtig dazu beitrug, die Marokkofrage, die im Fluß war, in ein uns günstiges Zielwasser zu lenken. Wir haben einen herrlichen Kaiser, um den uns die anderen Nationen beneiden, wenn sie auch oft in hämischer Weise ihren Aerger zeigen, daß sie nicht einen solchen Monarchen besitzen.“ (Reichstagspräsident Graf Balkeström.) „Wohl können wir dem Mann vertrauen, der unfres Reiches Szepter hält. Kraftvoll im Ernst, frisch, froh im Scherzen, ist unser Kaiser wohlbekannt und er erobert sich die Herzen überall im deutschen Land. Wir rufen, wenn heute wir die Weber heben: Wilhelm der Eroberer soll leben!“ (Berliner Lokalanzeiger.) „Wer macht sich wohl in den breiten Schichten des Volkes einen Begriff von der Arbeitslast, die auf den Schultern des Monarchen ruht? Eine acht- oder zehnstündige Arbeitszeit giebt es da nicht; der ganze Tag ist mit Arbeit ausgefüllt. Aus dem letzten Lebensjahr unseres Kaisers entnehmen wir an besonderen Ereignissen: Ende Februar Ernennung zum Doctor juris der Universität Philadelphia. Am siebenundzwanzigsten Februar Einweihung des neuen Domes. Von Ende März an sechswöchige Mittelmeerreise. Im Mai Besuch in Karlsruhe. Im Juni Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen. Im Juli Nordseereise; Zusammenkunft mit König Oskar, Kaiser Nikolaus und König Christian. Kurze Aufenthalte in Wilhelmshöhe und Kominten. Besuch in Hamburg. Vermählungsfeierlichkeiten in Glücksburg. Besuch in Dresden. Im November feierliche Empfang des Königs von Spanien und Dentmalweihe in Nürnberg. Möge unserem Kaiser die Frische erhalten bleiben, um für das Deutsche Reich erfolgreich wirken zu können!“ (Berliner Lokalanzeiger). Fortsetzung folgt nach der Silbernen Hochzeit.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.
in Magdeburg.



Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie
bieten die absolute Garantie der Echtheit.
Nur verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.
Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteill und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

R. M. Lange.

Melden Sie sich vertrauensvoll bei
C. Düsseldorf. Evtl. indirekt.

HOTEL WILHELMSHO
BERLIN W., Wilhelmstr. 44
10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bhd.
Königliche ruhige Lage, freundliche Zimmer.
Franz Vollborth, Hotelier.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9-4 Uhr.



„Kupferberg Gold“ (Mainz) zeichnet sich durch seine hervorragenden Eigenschaften, vorzüglichen Geschmack, leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und muß deshalb unter den verschiedenen Sectmarken als unübertroffen angesehen werden.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Lagerbierbrauerei E. Haase Breslau

Grösste Privatbrauerei im Königreich Preussen

Letzter Jahresumsatz

321882 Hectoliter

empfehl ihre.

bezüglichhen

Lager-Biere

als:

E. H.
Haase

hell u. dunkel

Pilsener

Märzen

Bock (vorwiegend der Wintermonate.)

Heute Anstich
von

Haase-Bock

in den Spezialausschänken:

Schlesischestrasse 28. Klopstockstrasse 18.

Gross-Görschenstrasse 10 und in
Potsdam, Restaurant Petershöhe, Schützenstr. 6.

Gewerkschaften und Kuxe.

Nachschlagebuch für den praktischen Verkehr in
Bergwerksanteilen (Kuxen).

Das Nachschlagebuch enthält neben zahlreichen tabellarischen Zusammenstellungen, Kohlen, Kali und Erzgewerkschaften, Kaliböhrergesellschaften, Zinstermine der Kali-Aktien, Ausbeuten und Termine von Gewerkschaften, Essener, Düsseldorfer, Frankfurter, Leipziger Börsenbestimmungen und sämtliche sonstigen Handelsgebräuche umfassend, allgemein interessierende Ausführungen über: Das Wesen der Gewerkschaft und des Kux, Rechte und Pflichten der Gewerke, offizielle Kuxenotierung und deren Einfluss auf den Kuxenhandel, Mangel einheitlicher und gesetzlicher Bestimmungen für Erlangung einer 1000 teiligen Gewerkschaft, Mangel einheitlicher gesetzlicher Normen für den Kuxenhandel, Kalibergbau und seine Zukunft, der Kalibergbau ein deutsches Monopol, staatliche und ausländische Interessen am deutschen Kalibergbau u. s. w.

Diese von meiner Firma herausgegebene, meinen Geschäftsfreunden gewidmete Broschüre stelle ich auf Wunsch und kostenlos Interessenten hiermit zur Verfügung, soweit der Vorrat dieser zweiten vermehrten Auflage reicht.

Samuel Zielenziger,

Bankgeschäft.

Berlin,
Dorotheenstrasse 42.

Essen Ruhr,
Burgstrasse 8.

Um alle Welt zu überzeugen,
dass der von uns seit ca. 1 1/2 Jahren in den Handel gebrachte

Fromosa Sprudel

tatsächlich ein ganz vorzügliches
Nervenstärkungsmittel ist,

haben wir uns **50 000** Originalflaschen, welche pro Stück
entschlossen, 2,50 Mk. kosten, **der schnelleren**
Verbreitung halber mit 1 Mk. pro Flasche gegen Einsendung des
Betrages oder Nachnahme zuzüglich 30 Pf. Portospesen zu versenden.

Da diese Offerte nur ein einmaliges Angebot ist

und nach Versand der fünfzigtausend Flaschen wieder der alte
Originalpreis in Kraft tritt, so nehmen Sie diese günstige Ge-
legenheit wahr, die Wohltat dieses Sprudels kennen zu lernen.
Schreiben Sie sofort an den General-Vertrieb **7, M. Kirschmann,**
Charlottenburg 1, Wilmsdorferstrasse 142, welcher den Ver-
trieb der 50 000 Flaschen übernommen hat.

Fromosa Gesellschaft

m. b. H.

BERLIN.

„Lesen Sie recht aufmerksam
untenstehenden Abschnitt!“

Fromosa Sprudel ist ein **Nervenstärkungsmittel**, welches nach neuester
wissenschaftlicher Forschung unter Leitung eines
staatlich geprüften Apothekers hergestellt, ärztlich begutachtet und vielfach
anerkannt ist. Bei Nervosität und Kopfschmerz ist die Anwendung besonders
wohltuend und bei regelmäßigem Gebrauch die Wirkung anhaltend. Für
Kinder, Schwache, Rekoneszenten, ältere Personen ein überaus unschät-
bares Mittel, schnell zur vollen Körperkraft zu gelangen. Bei Ermattung,
Körperschwäche, Muskelschwäche muss der Körper vor dem Schlafengehen
eingerieben werden, und nach einem nun folgenden gesunden Schlaf werden
die Nerven und der Körper zur frischen Tat neu gekräftigt sein. Aber auch
gesunden Personen ist der Gebrauch von Fromosa Sprudel sehr dienlich.
Namentlich nach viel geistigen als auch körperlichen Arbeiten, nach Tanzen,
Lautsingen, Jagen und allerlei Sportübungen reibe man den Kopf und Körper
mit Fromosa Sprudel ein. Sehr lehrreich ist die Broschüre von Leon Comie
de Cerise, welche über die Handhabung dieses Mittels zur sachgemässen
Körperpflege genaue Anleitung gibt. Dieses wertvolle Büchlein wird jedem
Besteller **gratis** zugesandt.

Fromosa Ges. m. b. H.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, d. 9. u. Sonntag, d. 11./2.

Oedipus und die Sphinx.

Sonabend, d. 10. u. Montag, d. 12./2.

Der Kaufmann v. Venedig.**Berliner Theater.**Freitag, den 9. u. Sonntag, den 11./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Die Jüdin von Toledo.**Sonabend, 10./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Der Widerspenstigen Zähmung.**Montag, den 12./2. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.**Hans in allen Gassen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Ziekel, Friedrichstr. 236

Freitag, den 9., Sonabend, den 10., Sonntag,

den 11., und Montag, den 12./2. Abds. 8 Uhr.

Der Weg zur Hölle.

Sonntag, den 11./2. Nachm. 3 Uhr.

In Behandlung.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafe.

Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

Loulou.**Neues Theater**Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, d. 9. u. Sonntag, d. 11./2.

Ein Sommernachtstraum.Sonabend, d. 10./2. **Salome.**Montag, d. 12./2. **Liebesleute.****Thalia-Theater**

Direction: Kren u. Schünfeld.

Bis früh um fünf m. Thielscher
i. d. Hptrolle.Sonntag, des 11./2. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Der Hochtourist.****Theater des Westens.**Freitag, d. 9./2. 7 $\frac{1}{2}$ U. Abonn.-Vorstellung.**Herr der Hanu.**Sonabend, d. 10. u. Sonntag, d. 11./2. 7 $\frac{1}{2}$ U.**Schützenlied.**

(Fritz Werner als Gast.)

Montag, d. 11./2. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Udine.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Kleines Theater.

Freitag, den 9., Sonabend, den 10., Sonntag,

den 11. und Montag, den 12./2., 8 Uhr.

Kinder der Sonne.Sonntag, Nachm. 3 U. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

1855 gegr.

MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

Gegr. 1855

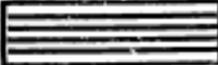
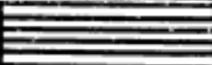
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer**E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

** Literatur und Proben kostenfrei. **

Glidin**Dr. Klopfer's Weizen-Eiweiß**ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutarme, in der
Ernährung Zurückgebliebenen, **NERVÖSE**. in Apotheken und Drogerien.
Tägliche Ausgabe ca. 20 Pfennig.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.


Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 9. Februar, Abends 8 Uhr. **Première: Don Pasquale.**Sonntag, den 11. Februar
Abends 8 Uhr.**Hoffmanns Erzählungen.**Sonntag, den 11. Februar, Abends 8 Uhr. **Don Pasquale.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Cabaret**Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Giampietro.

Joseph.

Frid Frid.

Massary.

Steidl, Lilly Walter.

Gebr. Herrfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag**im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2 Uhr.

Passage-Theater.**Pepi Weiss. Carl Bernhard**

Humorist.

und 14 erstklassige Nummern. **Anfang 8 Uhr.****Luisen-Theater.**

Freitag, den 9./2. Pension Schüller. Sonn-

abend, den 10./2. So sind sie Alle. Sonn-

tag, den 11. und Montag, den 12./2. Ein

Sommernachtstraum. **Anfang stets 8 Uhr.**

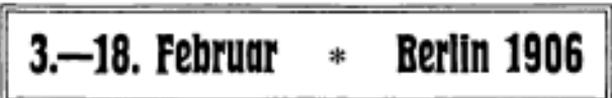
Weitere Tage siehe Anschlagstule.



Internationale Automobil-Ausstellung

Protector:

Sr. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preussen


3.—18. Februar * Berlin 1906

Landes-Ausstellungs-Gebäude

„**Observer**“ Unternehmen für
Zeitungs-Ausschnitte
Wien I. Concordiaplatz 4.
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Zeitschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Wer anfallsucht
Krämpfe u. anderen
nervösen
Zuständen

Epilepsie

leider, veranlaßt
Broschüre gratis, hierzu
priv. Schwaben-Apotheke
Frankfurt a. M.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre
„Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete
der Heilung sämtlicher Gemüts- und

Nerven-

leiden“, wie Nervosität, Schwerkopf,
Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindel-
anfälle, nervöse Kopfschmerzen, Ge-
hirnchwäche, Epilepsie. Gegen Ein-
sendung von 20 Pf. im Briefm. franko zu
beziehen durch Apotheker Büsingen
in Büsingen a. Rh. (O.). (Baden).

Sanatorium Dr. Passow Heiligen
in Thüringen
für Nervenkrankte u. Entzehrungskuren.
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete An-
stalt mit familiärem Charakter. Besitzer,
Nervenarzt Dr. med. A. Passow, Langj. Assis.

Kur- u. Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München.

560 m über dem Meere. In herrlicher Lage im Isarthal. Modern und
reichhaltig eingerichtet. Aller Comfort der Neuzeit. Centralheizung, electr.
Licht etc. Näheres durch ausführl. Gratis-Prospecte.

Dr. Carl Uebeisen, leitender Arzt der Anstalt (2 Aerzte).



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilstätte 1. Ranges mit allem Comfort
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von **Frauenkrankheiten**.
2 Aerzte, 1 Aerztin. Dir. **Otto Wagoer**.

Zu Winter- und Frühjahrskuren ganz besonders geeignet.

Ausführl. illustr. Prospecte gratis.

Heilstätte für Herz- und Nervenkrankte

Dr. med. Tilliss.

Berlin W.,
Tauentzienstrasse 19 b

Herzuntersuchung mit Röntgenstrahlen.

Elektrische Dreizehnbäder.

Prospecte auf Wunsch.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Helfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft-
und Sonnenbäder. Prospecte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkrankte. Dresden-A.,
Hübnersstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach besagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Eingesandt!

Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu
haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig.
Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern
und Hausfrauen noch unbekannt, von Jedermann leicht die feinsten Tafelliköre, wie
à la Chartreuse, à la Bénédictine, Cachaça, Cognac, Rum, Bergamotte etc. selbst
bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den aller-
besten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schrader's Likör-Patronen**,
welche die Firma **Julius Schrader in Feuerbach bei Stuttgart** für ca.
90 Sorten Liköre bereitet. Jede Patrone gibt 2 1/2 Liter des betr. Likörs und kostet je nach
Sorte nur 60-90 Pfg. Man verlange von genannter Firma gratis und franco deren Broschüre

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX.
No. 5018 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen, welchen ein mässiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

Hochinteressant!!

Ueber Rousseau's

Verbindung

mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.

Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.

Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit ge-
schrieben, wie sie den intimen Schriften des
18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so
pikanten Reiz verliehen. Ausführliche
Prospekte u. Verzeichnisse über kultur-
und sitzungsgeschichtl. Werke gratis franko

H. Barsdorf, Berlin W. 30r.

Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag übern. litter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Acuss. günst. Beding.
Off. unt. B. M. 295. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Schramm & Echtermeyer

Gegründet 1835. Dresden 4.

ca. 500 Sorten Cigarren

Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.

200 Sorten Cigaretten.

Lieferanten vieler Höfe und Offizier-Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7

Apostata

von

Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend.

2 Bände à Mark 2,—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schunkkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalefeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausener. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt.
Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein
Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Sup-
rema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
u. D. Lessings Doublette. Meunpassant.
Der Fall Apostata. Gekehrte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Thsian. M. d. R. Erolia. Der ewige
Barabas. Sem. Dynamistik. Der 2^e.
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert.

Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Anfrischung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel,

Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 53. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

Diabetes!

Bauer'sches Spezial-Institut für Diabe-
tiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues
kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes
praktisch bewährtes Heilverfahren.

Span. Amerika.

30 jähriger Kaufmann mit gediegener Allgemeinbildung, gründlichen Kenntnissen und vielseitiger Erfahrung von Geschäft, Welt und Leben, umgangsgewandt, von energischer Initiative, letzten 8 Jahre in Südamerika tätig gewesen, die **spanische und englische Sprache beherrschend, sucht Lebensstellung in Span. Amerika.** Angebote unter V. R. 25 an den Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

Das interessanteste Buch der Gegenwart ist unstreitig

Die neue Weltordnung

welches in diesen Tagen zur Ausgabe gelangt. Preis nur 1,60 Mk. franko in allen Buchhandlungen evtl. direkt durch Verlag **A. Maass in Kolberg.**

Probierbrief! **90 000** gratis.

Lehrgänge in Briefen z. Selbstunterricht verkaufte der

Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz 74.

GENESIS Das Gesetz der Zeugung
Bd. IV. Animismus u. Regeneration. Preis. über Sexual-Psychologie. 2. Aufl. Preis br. M. 4.— geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verl. v. Arwed Strauch, Leipzig-R.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Weg mit dem plumpen Korkstiefel!



Wichtig für alle Hüft-, Bein- und Fussleidende!
Ihre Verkürzung unsichtbar! Verlangen Sie gratis illustrierte Broschüre F. 56 unter Beschreibung Ihres Leidens.
Frankfurt a. M. **Acker & Gerlach** Wien 1
Weser-Strasse 31. Continental Extension Mfg. Kämthner-Strasse 28.

Für vermögenden Schriftsteller

bietet sich eine gute Gelegenheit, ein grösseres Kapital in einem bedeutenden literarischen Unternehmen gut verzinsbar anzulegen und am Gewinn im Verhältnis seiner Einlage teilzunehmen. Gefl. Offerten mit Angabe des zur Verfügung stehenden Kapitals werden erbeten sub. R. V. 4059 an Rudolf Mosse, Berlin, Potsdamerstr. 33.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung Oscar Hellmann in Jauer Schles. betreffend

No. 2 der „Literarischen Nachrichten“

Wir verweisen ganz besonders auf die Artikel über Dr. Gederardi's Broschüre „Das Wesen des Genies“ und bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Bese.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Proz.-vertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Inenast! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8 $\frac{1}{2}$ —8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Brettm.)



Der persönliche Einfluss oder die Gesetze der geistigen Ströme.

Ein Lehrbuch der Geisteswissenschaften von Dr. Thomas Mainhardt. Einiges aus dem Inhalt: Die Methoden geistiger Beeinflussung. — Ungerührte Seelenkräfte. — Die Kraft des Blickes. — Wie gewinnt man Sympathie. — Wie wirkt man in die Ferne. — Gedankenlesen und Gedankenübertragung. — Weltmännische Fähigkeiten. — Wie verschönert man sein Dasein — Streng gehütete Geheimnisse — Magnetismus aus der Luft einzuziehen. — Freimaurergeheimnisse — Furcht zu überwinden. — Heilung gewisser Leiden. — Die mächtigste Waffe der Welt ist das magnetische Auge. — Wie hypnotisiert man eigentlich — Hypnose auf den ersten Blick. — Eine Ballonfahrt per Hypnose — Der Unterschied vom Tode Höchst belehrende und hochinteressante Enthüllungen für jeden Gebildeten. — Illustrierte Broschüre völlig gratis. — Postkarte genügt. **Welt-Reform-Verlag, Dresden 30.1.**

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsgesetz Carl Witzack

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz.

Von

Thomas Robert Malthus.

Aus dem Englischen Original, und zwar nach der Ausgabe letzter Hand (6 Aufl. 1826), in Deutsche übertragen von

Valentine Dorn

und eingeleitet von

Professor Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S.

Erster Band. Preis: 5 Mk., geb. 5,60 Mk.
Zweiter Band. Preis: 5 Mk., geb. 5,60 Mk.



Lassen Sie doch andere

Leute sich ärgern



Kryptol-Gesellschaft

m. b. H.

Berlin N.,

Oranienburgerstrasse 65.

Preisliste 110 gratis und franko.

über Qualm Schmutz und Rauch. Schaffen Sie sich ein trautes Heim m. unseren

elektrischen Zimmeröfen!

Für Gesellschaften, Skat etc.!

Camphausen-Tönchen-Siphon

5 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus.

F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1, 1/2, 3, 4, 5 Literflaschen.

Zum Carneval!

Wir wünschen den lustigen Leuten all'
Einen bunten, feuchtfröhlichen Carneval
Und allen Rauchern, bei Bier und bei Sekt,
Was am köstlichsten duftet, am feinsten
schmeckt:

„SALEM ALEIKUM!“

Salem Aleikum- Cigaretten	Loose:	No. 3	4	5	6	8	10	
		3	4	5	6	8	10	Pfg. pr. Stck.



Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronze-Gefäße u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.

Kempinski

Die Räume des Erweiterungsbaues
sind eröffnet.

BERLIN W.

Leipziger Str. 25.